



Leobschützer Heimatbrief

Mitteilungsblatt für Stadt und Kreis Leobschütz

September

München

1958

Albert von Hoditz, der „Wundergraf“ von Roßwald

von Vikar Joachim Christian Teichmann

„Wohl ist es schön, sich sonnen in der Krone Schein,
doch größerer Gewinn, sein eigener Herr zu sein...“

(Friedrich der Große über Hoditz)

Unweit Leobschütz gegen Westen liegt eingebettet in welliges Land der versonnene Marktflecken Roßwald. Man erreicht ihn auf kürzestem Weg über Schmeisdorf, Rausen, Große. Ein etwas längerer fährt über Kreuzendorf und Roben ebenfalls dorthin. Gar gern bin ich in meiner Jugendzeit diese Wege gewandert.

In Roßwald gab es einen stattlichen Krämerladen, dessen Firmenschild meinen Namen trug. Ich erinnere mich heute noch dieser überraschenden Entdeckung. Und jedesmal, wenn ich in Roßwald weilte, habe ich vor dieser Krämerei belustigt Halt gemacht, um diese „Merkwürdigkeit“ immer wieder von neuem zu entdecken.

Aber das war es nicht, warum dieser verträumte Marktflecken auf mich Buben so anziehend wirkte. Es war das von meinem Vater übermittelte Wissen um die Historie dieses Ortes, die mit den Namen König Friedrich und von Hoditz untrennbar verbunden bleibt.

Friedrich der Große ist seit meiner Schulzeit über alle Zeitströmungen hinweg ungetrübt Idol geblieben und auf meinem Schreibtisch verkörpert nach wie vor „Der königliche Reiter“ von Josef Thorak („Große Deutsche Kunstausstellung 1943“ im Haus der Deutschen Kunst zu München) ein gut Stück preußisch-deutscher Geschichte. Aber auch die Gestalt seines Freundes, des Grafen von Hoditz, hat seit jenen Tagen an Vorstellungskraft nichts eingebüßt.

Diesen skurrilen Aristokraten, den dereinst die heimische Scholle getragen, der Vergessenheit zu entreißen und der jungen Generation vertraut zu machen, gilt das Bewußten nachfolgender Zeilen.

Albert Graf Hoditz erblickte im Jahre 1706 das Licht der Welt. Er war und blieb ein schwieriges Kind. Die Erzieher hatten mit dem Buben ihre liebe Müh.

Um den ungeratenen und ungestümen Sohn, mit dem es kein Fertigwerden gab, endlich vom Hals zu haben, entließ der Vater ihn zuletzt auf gut Glück in die Welt. Und was zu erwarten war, trat ein: der achtzehnjährige Lukitus, prächtig gewachsen und galant, stürzte sich ohne jede Hemmung in ein amouröses Abenteuer nach dem anderen.

Die scharmantesten und schönsten Frauen Europas sprachen von Albert Graf Hoditz nur noch als von „dem anderen Casanova“. Den Tiefpunkt seiner Amoralität oder wenn man will: den Höhepunkt seiner Ausgelassenheit erreichte er in der österreichischen Metropole.

Sein Vater, verdrossen und angewidert von diesem lasterhaften Nichtstun und auf den guten Ruf derer von Hoditz bedacht, enterte ihn kurzerhand. Jedwede Anbiederungs- und Versöhnungsversuche wies der alte standesbewußte Graf mit Entschiedenheit zurück.

Mit achtundzwanzig Jahren verschwand der junge Hoditz eines Tages plötzlich aus der alten Kaiserstadt Wien und tauchte nach mancherlei Irrfahrten in Erlangen auf, wo Sophie, die Witwe des Markgrafen von Bayreuth, ihren Hof hält.

Obwohl die verwitwete Markgräfin bereits fünfzigjährig war, entbrautete alle ihre latenten Begierden lawienhaft ungehemmt zu diesem Abenteurer. Albert Graf Hoditz, welcher in der Erotik kein Kostverächter war, willigte sogleich ein, zunächst nur betört von den üppigen Reizen der immer noch schönen Frau, dann aber auch deshalb, weil Sophie dem Halbtoten so etwas wie letzte Rettung bedeutete.

Die liebestolle Markgräfin — eine Messalina ihrer Zeit — hatte von sich aus den Grafen umworben. In stockdunkler Nacht machten sich beide heimlich davon. In einem der Markgräfin höriegen Dorf ließen sie sich anstatt in einer Kirche verstohlen in einer nächstbesten Scheune von einem Priester zusammengehen.

Die Mittel und Wege, deren Albert Graf Hoditz sich nun bediente, um bei seinem Vater letztlich doch eine Aussöhnung zu erzwingen, übersteigen alle Phantasie. Als Frucht dieser unablässigen Bemühungen heimste er schließlich den väterlichen Besitz Roßwald ein.

Vom Jahre 1763 bis zum April des Jahres 1776, da er Herr auf Schloß Roßwald war, wurde Albert der vielberühmte „Wundergraf“. Mit den sechs Millionen, die sein Vater ihm in blanker Münze hinterlassen, und dem Witwengeld seiner Frau verzauberte der ideenreiche Schwätmer das väterliche Erbe in ein wahres Märchenland des Rokoko, in welchem es an lauschigen Liebessteinen, lieblichen Grotten, chinesischen Pagoden, plätschernden Brunnen, verzierten Bogengängen, antiken Statuen, ja selbst an kleinen Theatern nicht mangelte.

Durch alles das hatte sich Hoditz unter den Gartenbaukünstlern des achtzehnten Jahrhunderts einen Ruf erworben, der ans Wunderbare heranreichte. Der schöpferische Willen dieses genialen Mannes realisierte alle Vorstellungen der bildenden Kunst. Seine Bediensteten erhielten, um für diesen Zweck ihm zur Verfügung zu stehen, eine besondere künstlerische Ausbildung.

So ist es nicht verwunderlich, daß der Name des „Wundergrafen“ alsbald in aller Munde war und in einem jeden das Verlangen brannte, sein wundersames Reich, das vom Hören-Sagen die Phantasie doppelt beflogelte, auch einmal persönlich in Augenschein zu nehmen.

Kein Geringerer als der König von Preußen selbst zollte diesem Rokoko-Autokraten ebenfalls Achtung und Bewunderung. Albert Graf Hoditz und Friedrich der Große kannten sich seit dem Siebenjährigen Krieg.

Die Veranlassung zu einer Einladung auf Schloß Roßwald — Carl Ditters von Dittersdorf berichtet darüber in seinen Memoiren — war ein Besuch, welchen der Monarch von sich aus dem Grafen daselbst abstatte wollte, der sich

bei seiner Majestät auch als Philosoph besonderer Wertschätzung erfreuen durfte.

Dem Kaiser von Österreich, Joseph II., welcher dem preußischen König am 25. August des Jahres 1769 im bischöflichen Palais zu Neisse seine Aufwartung gemacht hatte, war von Friedrich dem Großen für September des folgenden Jahres ein Gegenbesuch in Mährisch-Neustadt, unweit Olmütz, zugesagt worden. So schrieb also der König dem Grafen Albert, er werde bei dieser Gelegenheit seine Marschroute eigens so einrichten, daß er sowohl im Hinwege als im Rückwege jedesmal in Roßwald Quartier nehmen werde.

Auf diese ehrenvolle Selbsteinladung hin wandte sich Hoditz umgehend an Carl Ditters von Dittersdorf, einem ausgezeichneten Musiker, Komponisten mehrerer Opern und Streichquartette, zugleich Forstmeister des Fürstentums Neisse, der erst vor kurzem vom Fürstbischof von Breslau, Philipp Gotthard Graf von Schaffgotsch, in den Adelsstand erhoben worden war, und ersuchte diesen, ihm bei verschiedenen „Spektakeln“, welche er anlässlich des bevorstehenden königlichen Besuches vorbereiten wolle, heftlich zu sein. „Vierzehn Tage vor der Ankunft des Königs erschien ich denn also und arrangierte alles nach den erfundensreichen Plänen dieses würdigen Mannes, so gut ich's vermochte“, so vermerkt Dittersdorf selbst in seiner Lebensorbeschreibung.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde — an einem Septembertag des Jahres 1770 nachmittags um vier Uhr — traf der König von Preußen in Roßwald ein. In seinem Gefolge befanden sich unter anderen der Kronprinz, Prinz Friedrich August und Prinz Leopold von Braunschweig (der später zu Frankfurt an der Oder ertrank) und der General Lenthalus.

Bald nach der feierlichen Begrüßung der hohen Herrschaften schlug Albert Graf Hoditz mit verschmitzter Miene eine Promenade in den Schloßpark vor, in welche der König sofort einwilligte. Damit nahm die glanzvolle Festlichkeit zu Ehren der illustren Gäste ihren Anfang. Und der Herr auf Roßwald ließ es sich jetzt eifrigst anlegen sein, vor Seiner Majestät den ganzen Zauber eines elyseischen Aufenthaltes zu entfalten.

Friedrich der Große wurde während dieses Spazierganges durch allerlei unerwartete „Spektakel“ überrascht.

Zunächst rief ein idyllisches Schäfertreiben in Arkadien das Entzücken des Königs hervor. Auf blumiger Wiese am murmelnden Bach ruhten friedlich bärige Schäfer. Liebliche Hirteninnen in blütenweißen Gewändern trugen Thyrsussstäbe in ihren Händen. Ihr gütiges schimmerndes Haar fiel auf ihre Nacken wellenförmig nieder. Sie entboten dem Monarchen und seiner erlauchten Begleitung den Willkomm und saugten ihnen muntere Bukolien. Apollo persönlich entlockte seiner Flöte lieblich-angenehme Töne, während er an einen Buchenstamm gelehnt gelassen prachtvolle Kinder weidete.

In dichtem Buschwerk hebt plötzlich ein emsiges Rauchen an: Gott Pan erscheint der Hirtenchar. Ammutige Dryaden verlassen bar jeder Kleidung eilend ihre Baumverstecke. Fidele Hamadryaden und Oreaden huschen herbei. Gehörnte ziegenfüßige Faune und Satyre mengen sich unter sie. Und sie alle zusammen beginnen einen lustigen Reigen, den wiederum frohe Gesänge unterbrechen. Von tannengekrönten Hügeln stürzen dazu glitzernde Wasserbüchse herab, welche zwischen knorrigen Wurzeln dunkelgrün bemoosten Felsen entspringen.

In dieser fröhlichen Gaukelei wechseln die Szenen: es begegnen einander Koridon und Thrys. Den erstaunten Blicken der Besucher öffnet sich ganz unvermittelt ein Druidenhain, dann ein Denkmal Armins, darauf ein kunstvollst zugeschnittener Zedergarten, auf diesen hinwiederum verlockend der Garten mit den Äpfeln der Hesperiden. Zwischen den Bäumen aber überraschen die Spaziergänger in natura allerlei göttliche Wesen der antiken Welt. Sie hexen sie mit unbekümmerten Lächeln und vollendet Grazie.

Darnach führt Albert Graf Hoditz Friedrich den Großen und dessen Gefolge in die kleine Stadt der Liliputianer, von denen Gulliver erzählt. Mildendo, die Hauptstadt ihres Königreiches, deren Türme nicht einmal bis zur Sternhöhe der Lustwandelnden emporreichen, ist vollgestopft mit Deformierten: krüpplichen, mißgestalteten Zwergwesen. Sie feilschen, kaufen und exerzieren sogar!

Doch danit nicht genug! Des Königs Augen wechseln über in einem kunstvollen chinesischen Garten, der überreich an brillanten Wasserkünsten ist, in welchem schmucke Jäger im Anschlag stehen, aus deren Büchsen Wasserstrahlen schießen, graziöse Nymphen den nackten Narziss mit einem Regenschauer überfluten und ein Satyr aus Mund und Ohren Wasser speit.

Ein wenig später schon stehen die Teilnehmer dieser zu Ehren des Königs von Preußen veranstalteten Gartenpartie am Ufer eines weiten Sees. In schlanken wendigen Gondeln nahen reizende Schifferinnen und laden die frohe Gesellschaft höflich ein. Und lächelnd führt sie mit! Um des Königs Gondeln tummeln sich unentwegt schwimmend Scharen von lieblichen Nymphen und singen ihm herzerquickende amarose Weisen, bis die Gondeln an einem buschigen Ufer voll herrlicher Rosenbeete anlegen. Von dort aus gelangt die heitere Corona ohne sonderliche Mühe zu Daphnes Meierei: Ställe aus purem Marmor, eine vergoldete Halle, in welcher anmutige Mädchen aufwarten.

Jetzt wird zu Tisch geblasen! Als Friedrich der Große sich auszieht, den prachtvollen Hallenraum zu betreten, begrüßt ihn stimmengewaltig ein ausgesuchter Chor in französischer Sprache:

„Vivez, vivez, prince admirable,
toujours content et sans souci!“

Worte und Melodie stammten von Hoditz selbst. An der Schönheit der Melodie findet der König so großen Gefallen, daß er aus ihr später einen preußischen Militärmarsch komponieren läßt.

Nun beginnt das festliche Mahl, bei welchem unter den Klängen erlebener Tafelmusik von bildhübschen Mädchen und blumeugeschmückten Knaben seltenste und kostbarste Speisen serviert werden. Nach diesem opulenten Essen begibt sich alles in unterirdische Gratten, in welchen Houris um den Schlaf der auf bequemen Liegen ruhenden Gäste bemüht sind.

Der Abend des Ankunftstages steht im Zeichen einer Theateraufführung von so ungewöhnlichem Glanz und solch wirkungsvollen Bühnenbildern, daß sich Friedrich der Große nicht zu erinnern vermochte, während seines ganzen Lebens in seinem eigenen Opernhaus jemals etwas Vergleichbares gesehen zu haben.

Diese Galavorstellung beschließt ein prächtiges Feuerwerk im Park. Dann geht es zurück zum Schloß. Auf den König und seine illustre Begleitung warten neue Überraschungen. Hoditz geleitet seine aus dem Staunen nicht herauskommenden Gäste ganz unvermittelt in ein kleines Bergwerk, in welchem richtige Knappen der Erde seltenes Erz abzugeben suchen. Dann geht es weiter: in einem hallenartigen Raum — ebenfalls unter der Erde — ist der Gekreuzigte zu sehen. Aus seinen fünf Wunden quillt statt Blut Wasser.

Nach dem Souper wird jedem Gast im Gefolge des Königs ein Zimmer zugewiesen. Dem König selbst aber steht noch eine weitere Überraschung bevor. Der Hausherr persönlich führt Seine Majestät durch dunkle, verschwiegene Korridore bis zu einer bestimmten Tür, zu welcher er allein den Schlüssel besitzt. Durch sie betreten beide ein besonderes Saal innerhalb eines durch hohe festgefügte Mauern von der Außenwelt völlig abgeschlossenen Gartes. Hier wohnen die Tänzerinnen, Sängerinnen und Mätressen des Grafen, sorgfältig ausgesuchte Töchter von leibigen Untertanen seiner Güter, welche Hoditz ebenso wie seine Spieler, Tänzer, Feuerwerker, Schreiner, Maler, Gärtner und Maschinisten zu seinen Diensten besonders ausbilden läßt.

Wie kam es zum Straßenbau in Türmitz

von der Landesgrenze bis zum Anschluß in Bratsch an die Chaussee nach Leobschütz

Türmitz war im Jahre 1913 noch ein Dorf ohne Chaussee, daher im Herbst, Winter und Frühjahr fast unpassierbar, besonders mit Fahrrädern. Da beschloß der Radfahrerverein in einer Hauptversammlung bei Körner im Dezember 1913, mit vereinten Kräften einen Gehsteig durchs Dorf zu bauen. Durch freiwillige Geldsammlung sollte das Vorhaben finanziert werden. Herr Rudolf Demel sollte als Geldsammler von Haus zu Haus gehen. Dazu sollte meine Wenigkeit eine Werbung schreiben. Ich machte von der Grundlosigkeit der Straße ein Gedicht, das Herr Rudolf Demel den Bewohnern vorlegen sollte. Zwei Tage vor Weihnachten machte sich Herr Demel mit dem Gedicht auf den Weg zur Sammlung. Zur Stärkung ging er erst ein Schnapschen im Gasthaus Krömer trinken. Dort saß Herr Direktor Wolff aus Jägerndorf (Mechanische Weberei) und ließ sich das Gedicht zeigen. Als er es gelesen hatte, ließ er mich sofort holen. Er sagte zu mir: „Das Gedicht findet bei den Bauern nicht das vollste Verständnis.“ Es wäre schade darum. Er machte mir den Vorschlag, das Gedicht an den Herrn Landrat Dr. Ismer zu senden. Ich fasste mir ein Herz und schrieb an den Herrn Landrat:

Türmitz, 23. 12. 1913

Weihnachtswunsch und Bitte vieler Türmitzer
dem hochverehrten Herrn Landrat Dr. Ismer untertänigst
gewidmet:

Wenn die Weihnachtsglocken klingen von dem kleinen
Kirchlein dort,
läßt die Töne zu Euch dringen bis an Eure Herzenspfort.
Öffnet Euer Herz und Hände und gehet eine kleine Spende
für das Werk, das wir beginnen und das bald muß gelingen.
Wenn die kalten Winde wehen, wenn es draußen regnet,
schneit,
und man muß durch Türmitz gehen, wo im Dreck man
stecken bleibt.

Entgegen seiner ursprünglichen Absicht verweilte Friedrich der Große samt seinem Gefolge länger als vorgesehen im roßwälder Märchenland. Und jeder Tag erfreute die hohen Gäste durch immer neue ergötzliche Attraktionen. So holdigten König und Graf mit großem Eifer dem Schachspiel, aber auf eine Art, welche in ihrer Originalität wohl auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen findet: als Schachbrett diente den erlauchten Spielern die breite Wiese, welche unterhalb des Schlosses lag. Die Figuren mußten zweiuuddreißig eigens hierfür angelernte Personen markieren, welche Zug um Zug über das überdimensionale Schachbrett beordert wurden.

Der Monarch, der allenthalben Esprit und gute Laune durchaus zu schätzen wußte, war von diesem Besuch beim „Wundergrafen“ von Roßwald zutiefst beeindruckt und so gegeistert — Insonderheit hatte er sich über die reizende Pygmäenstadt Mildeudo geradezu köstlich amüsiert —, daß er in überschwänglicher Freude Hoditz nicht nur mehrmals Dank sagte, sondern darüber hinaus ihm seine Gunst auch dadurch zeigte, daß er in Erinnerung an seinen wahrhaft erlebnisreichen Aufenthalt auf Schloß Roßwald noch später ein glänzend geschriebenes Gedicht verfaßte. Die Verse, die in französischer Sprache gehalten sind, tragen die Überschrift: „Epistel an den Grafen Hoditz zu Roßwald“ und das Datum vom 26. März 1771. Sie hier wiederzugeben, verbietet ihr Umfang.

Die Märchengespiele, welche weit und breit den Ruhm des Grafen begründeten, haben ihn trotz der ungeheuren Kapitalien, welche er anfangs besaß, schließlich zu einem armen Maun gemacht.

Im Jahre 1774 stand Albert Graf Hoditz am Ende seiner finanziellen Kräfte. Als dies dem preußischen Königshofe rückbar wurde, bot ihm sein königlicher Freund so-

Ja, da möcht' man wirklich meinen, dieser Dreck gefällt doch keinem;
doch kein Mensch hier Hilfe schafft, hilf dir selbst aus
eigner Kraft.
Auch erbarmt Euch unserer Kleinen, welche noch zur
Schule geh'n,
denn man sieht sie oft gar weinen, wenn sie in dem
Drecke steh'n.
Denn die Schuhe bleiben stecken, nutzt kein Weinen und
kein Strecken,
denn der Dreck läßt sie nicht los, der ist hier gar riesig groß.
Einen Steig woll'n wir jetzt bauen, welcher reicht von
Birk' bis Krebs,
schenkt uns nur ein fest Vertrauen, nimmermehr nach
rückwärts geht's.
Daß das Ziel wir bald erreichen, brauchen wir der Liebe
Zeichen
und ganz Türmitz groß und klein, würde sich des Stei-
ges freu'n.
... Sie, Herr Landrat, können nur helfen, denn es steht
in Ihrer Macht,
daß es hier kann anders werden, da Ihr Werk nur
Gutes schafft.
So woll'n wir nur Ihnen vertrauen, daß es bald kommt
zum Straße bauen,
deut, Herr Landrat, Sie allein können unser Retter sein!

Hochachtungsvoll!

Paul Wolff, Bäckermeister

Das Gedicht hatte Erfolg. Im Januar 1914 wurde der Straßenbau Türmitz in der Kreistagssitzung beschlossen. Durch den ersten Weltkrieg wurde der Bau zurückgestellt, aber 1920 in Angriff genommen und fertiggestellt.

Paul Wolff

fort eine respektable Pension bei Hofe an, welche der ruinierte „Wundergraf“ beglückt annahm. Doch erst im Jahre 1777 waren die hierfür erforderlichen Formalitäten erledigt.

Da Hoditz außerordentlich stark an Gicht und Nierensteinen litt, hatte König Friedrich dem Grafen zur Erleichterung seiner Übersiedlung eine kleine Fregatte bauen lassen, welche eine größere Halle, ein kombiniertes Wohn- und Esszimmer und ein weiteres geräumiges Gemach beherbergte, in welches der gesamte Harem verfrachtet wurde, auf welchen der Graf auch in der neuen Heimat nicht verzichten zu können glaubte. Dieses Schiff nun brachte den Herrn von Roßwald ohne Zwischenfälle bis nach Sanssouci. Seine Wohnung nahm er in der Hoditzstraße Nr. 9 zu Potsdam.

Mit derselben Fregatte besuchte Hoditz von Potsdam aus auch Berlin. Bei einer der vielen ihm zu Ehren anberauften Festlichkeiten wurde dem einfallsreichen „Wundergrafen“ von ehemaligem königlicher Dank dadurch erwidert, daß in dem Augenblick, da man sich zu Tisch begaben wollte, ein großer Chor ihm zu Ehren den nämlichen Cantus anstimmt, welchen er einst für Seine Majestät ersonnen, nur daß man für dieses Mal das Wort prince mit comte (Graf) vertauschte. Also klang es in des Grafen Ohr:

„Vivez, vivez, comte admirable,
toujours fidèle et sans souci!“

Seines neuen Domizils sich länger zu erfreuen, ward Albert Graf Hoditz freilich nicht vergönnt. Bereits im Jahre 1778 schloß dieser seltsame Mann für immer seine Augen. Nicht nur die Heimat, sondern die Welt war um eine interessante Erscheinung ärmer geworden.

„Die Schläsing, ja, die Schläsing - die is mei Heemteland!“

Philo vom Walde zum 100. Geburtstage am 5. August

Von Prof. Dr. Wilhelm Menzel

Zu Ostern des Jahres 1902 hatte der Magistrat der Hauptstadt Breslau einen neuen Rektor an die „Pestalozzischule“ berufen. Aus Neisse kam er, wo er sich als Schulleiter einen Namen erworben hatte. Aber noch heller als sein bürgerlicher Name Johannes Reinelt klang jenes Wort, das ihn als Dichter bezeichnete: „Philo vom Walde“ — Freund des Waldes. Was war da nicht schon alles von ihm erschienen: 1882 hatte der 24jährige junge Lehrer sein erstes Buch in die heimatliche Welt geschickt: „Aus der Heemtel Humoresken, Skizzen und Gedichte in schlesischer Mundart.“ Und dann war das Jahr für Jahr so weiter gegangen, immer ein neues Buch oder wenigstens „A Singvägerle“ (1886), „A schläisches Bilderbüchel“ (1884), „Vagantenlieder“ (1888) — eine Sammlung hochdeutscher Gedichte. Mit dem ersten größeren Werk, der Bauernkomödie „Die Dorfhexe“ (1891), schließt der erste Abschnitt seines schlesischen Schaffens. Es folgt eine Zeit, in der Philo nur hochdeutsch schreibt, und zwar, als begeisterter Anhänger der „Wasserheilmethode“ nur Lustspiele für die „Hygienische Volkssöhne“.

Um 1900 beginnt ein neuer Abschnitt heimatlichen Schaffens. Der Dichter schenkt seinen Schlesiern das erste mundartliche Epos. Es trägt den vielsagenden Titel: „Leutentot“, wurde begeistert aufgenommen und erlebte einige Auflagen.

So war es ein bedeutender Mann, der Ostern 1902 als Rektor an die „Pestalozzischule“ nach Breslau kam, dieser Heimatdichter. Eine schmächtige Gestalt, ein Künstlerkopf mit vollem, dunklem Haar, breiter, freier Stirn, ein paar feurigen Augen und einem langen, gepflegten Bart. Im Kulturleben der Stadt war er als der Präsident der „Schlesischen Dichterschule“ bald bekannt und berühmt. Ein besonderes Verdienst um die schlesische Literatur erwarb er sich, als er zusammen mit Friedrich August Krause das erste „Schlesische Dichterbuch“ herausgab (1902).

Aber seines Wirkens als Schulmann und Dichter war bald ein Ziel gesetzt. Am 15. Januar 1906 nahm ihn der Tod dahin, der Tod, mit dem der schon lange Kränkelnde gar oft gerungen hatte. Freunde des Menschen und Dichters Philo vom Walde stifteten ihm in der Nähe seiner Schule ein wohlgelungenes Denkmal. Vielleicht hat es der Krieg zerschlagen, vielleicht haben es die Machthaber, die unsere Heimat z. Z. „verwalten“, längst beseitigt, in unseren Herzen hat sich Philo vom Walde ein unzerstörbares Denkmal gesetzt; seine Lieder und Gedichte, sein Werk überhaupt, aus wahrer Liebe zur Heimat geschaffen, lebt in uns fort und wird leben, solange nur ein Fünklein dieser Liebe vorhanden ist.

Wer kennt nicht das „Schlesiersied“! Wie oft wird es bei unseren heimatlichen Feiern gesungen!

„Wer die Welt am Stab durchmessen,
Wenn der Weg in Blüten stand,
Nimmer kommt der doch vergessen
Glückheraus aus sein Heimatland...“

Aus jeder Zeile spüren wir die echte Liebe zur lieben „Mutter Schläsing“, spüren wir auch, wie der Sänger allen Überschwang bändigt und mit beachtlicher Sprachkunst sein Lohlied singt. Ähnlich finden wir es auch in den beiden schönen mundartlichen „Heemte-Liedln“:

Der Wind tutt Blättern pleudern,
Eim Wald der Guckuck schreit.
Mei Schicksal wird mich schleuderu,
Wullt no wer wiß wie weit!
Doch wu ich Eikehr halte,
Schreib ichs an jede Wand:
De Schläsing, ja de Schläsing,
Die ihs mei Heemteland!“

Der gleiche „Grundton der Heimatliebe“, dichterisch vielleicht noch gelungener im folgenden (ebenfalls von Paul Mittmann vertonten) Lied:

Is der Frühling da,
blühn die Vehlen bloo,
tausend Vögel singen,
daß die Beeme klingen...
O du guldne Zeit
Zungs eim Laude weit,
Ei de Heemte, Heemte möcht ich ziehn!

Philo ist ein ausgesprochen lyrisches Talent. Wenn es ihm auch nicht immer gelingt, die ganze Stärke des Gefühls in glatte Verse zu bannen, so verdanken wir ihm doch eine Reihe wohlgelungener Versuche. Gestalten aus dem Volksleben ziehen da an uns vorüber: Der Leiermann:

Ich bien der ale Leiermann
Und kumm mit meinem Hundewan
Vur euer schieues Haus,
Ihr Leute macht de Fanster uf
Und hurcht mit holhem Uhe druf
Und schmeißt an Fenning raus.

Oder der „Lustge Bäsenbinder“ oder der „Scherenschleifer“.

Als Höhepunkt seines dichterischen Schaffens dürfen wir sein Epos „Leuteuot“ ansehen, die traurige und rührende Geschichte von dem armen „Weberhansel“ — sie ist ein Stück Selbstbiographie. Ihm, dem Johannes Reinelt, der am 5. August 1858 in Kreuzendorf bei Leobschütz geboren wurde, klang von Kindheit an der Rhythmus des Webstuhles ins Ohr, den der Vater oder die Mutter von früh bis in die Nacht in Gang halten mußten, um das bißchen Leben zu fristen. Der „Weberhansel“ in seinem Epos ist ein begabter und geweckter Junge, scheint zu etwas Besseren bestimmt. Aber sein Gönner, der Pfarrer, stirbt, und so muß er sich als „Kleeknecht“ zum Bauern vermielen. Dafür ist er aber nicht geschaffen, er versäumt vieles durch seinträumerisches Wesen und wird von seinem Herrn unmenschlich behandelt, ja einmal halb tot geprügelt. Da geht er in die Fremde. Als er nach langen Irrfahrten endlich heimkehrt, wird er von seiner Jugendliebe verraten; er verblödet und stirbt. — Philo hat das Dorfleben gut geschildert, freilich oft zu breit und Nebensächliches betonend. Am besten ist der erste Teil gelungen.

Die Bedeutung Philos gründet sich nicht so sehr darauf, daß er vollendete Kunstwerke geschaffen, vielmehr daß er gezeigt hat, ihm ist es um die Sache der Mundart heiliger Ernst. Unermüdlich hat er in Zeitschriftenaufsätzen und Vorreden zu seinen Büchern für den hohen Wert unserer heimatlichen Mundart geworben, hat immer wieder gezeigt, daß sie nicht zu Posseireißelei missbraucht werden darf, daß sie ernste, ja tragische Zusammenhänge zu ergreifendem Ausdruck bringen kann. Ein erfreuliches Stück geistiger Heimat liegt in seinem Werk verborgen. An uns ist es, es mit seinem Ernst und seiner Liche zu erwerben, mit ihm zu singen und zu sagen: „De Schläsing, ja de Schläsing — die is mei Heemteland!“

Ortsausschuß Leobschütz-Stadt:

Anlässlich des Nordbayerischen Treffens der Leobschützer in Bamberg fand am Samstag, den 26.7.58, eine unverbindliche Aussprache über Leobschützer Angelegenheiten, insbesondere über das Patenschaftsverhältnis zu Oldenburg statt. Die anwesenden Mitglieder und Gäste waren sich darüber einig, daß der 1. Vorsitzende des Ortsausschusses, Herr Stadtbaurmeister Klehr, gebeten werden soll, bis spätestens erste Hälfte des Monats Oktober 1958 eine Gesamtversammlung nach Frankfurt am Main einzuberufen.

Zauchwitz im Jahreslauf

„Die Kirschenzeit.“

Eindlich sind die Kirschen reif. Da kriegt man doch endlich wieder einmal was Süßes zwischen die Zähne und braucht nicht mehr verstohlen aus der Zuckerbüchse zu naschen. Es gibt Vogel-, Herz-, Wachs- und Knorpelkirschen. Sauerkirschen mag ich nicht. Von Vogelkirschen kann man acht bis zehn auf einmal ins Maul stecken, von den andern bloß knapp die Hälfte. Wenn sie auch Maul und Zähne blau machen, so sieht man doch nicht so sehr die Zahnlücken. Ich und Polla essen immer alle Kerne mit und trinken dann Schlickermilch drauf, das füllt so schön den Magen. Wir müssen dann bald zu Klemenzes in die Reihe, wo uns wieder leichter wird. Dann zählen wir auch gleich genau, wer die meisten Kerne hat. Das letzte Mal hab ich gewonnen. Wir können uns dieses Jahr keinen Kirschbaum auf der Hohendorfer Straße pachten, weil ich die nötigen fünfundzwanzig Pfennige nicht zusammenkriegen kann. Polla hat sie schon. Am besten schmecken die Kirschen aus Nachbars Garten. Im Winter ist nicht gut Kirschen essen, weil ich die eingeschlagenen erst dann aus der hintersten Krause fischen kann, wenn ich vorsichtig die Schweinchnase abgehunden und nicht allzu dreckige Finger habe, sonst beträgt sich der Saft. Das ist immer sehr aufregend.“

Zensur? — Fiel aus! dafür hat mich mein Vater übers Knie gelegt. Deswegen war ich den ganzen Tag etwas niedergeschlagen.

In diesem Jahr geht mir's aber finanziell viel, viel besser. Die Kirschenpacht hab ich schon lange zusammen und sogar soviel darüber, daß ich sicher Leuten auch mal aushelfen kann. Aber wo Geld ist, sind auch Sorgen. Ich hab mein Depot jetzt unterm Bett zwischen der Fußleiste eingerichtet, in dem alten Schuh unten im Waschtischl war mir's nicht mehr geheuer, da fehlte immer was. Aber das sind Geschäftsgesheimnisse. Die Trudl jedenfalls kriegt jetzt nichts mehr, die zahlt zu unpünktlich zurück. Bei meinem Vater will ich schon nicht so sein, der tilgt seine Schulden ohne Mahnung, aber Zinsen gibt er auch nicht, und die Buchführung will doch auch bezahlt sein. Also kurz und gut: ich war eben mit Pollan beim Kirschen-Mende in seiner Baude auf der Hohendorfer Straße, wir haben die Pacht perfekt gemacht und bar bezahlt. Feine Wachskirschen sind auf dem Bäuml, wenn's auch paare mehr sein könnten, aber für fünf Böhm kann

man ja auch nicht die Welt verlangen. Überhaupt sind dort bis zu Heidrichs Kreuz raus die besten Kirschen, auf der Tschirmkauer und Neukircher Straße schmecken sie immer so wässrig. Hoffentlich kommt kein Hagel, ehe sie ganz reif sind. Stehlen werden sie sie ja nicht, denn Vetter Mende wacht immer mit dem Gewehr in der Baude. Wir sind dann noch ein bißl beim Steinklopfer stehen geblieben. Ich wollt mal seheu, warum mein Vater eigentlich immer in der Schule sagt: „Lieber Steine klopfen als euch unterrichten!“ Er hat doch recht, solch eine sitzende Lebensweise in Handschuhen hinter Sonnenschirm und Drahtbrille ist gar nicht so aufregend, und der lange Hummerstiel sorgt dafür, daß die Arbeit nicht zu nahe an ihn rankommt; dabei raucht er noch gemütlich Pleife und spuckt ohne viel Aufhebens geschickt durch die Zahnlücke. Bloß die Sitzgelegenheit könnte etwas weicher sein. Jetzt mögen unsere Pachtkirschen in Ruhe reifen, denn vorläufig ist noch ein ausreichendes Angebot an reifen Stachel- und Himbeeren. Apropos Himbeeren! Da konnten wir uns doch gestern in einer Besprechung mit Pollan (die wir übrigens laufend über brennende Tagesfragen zu fahren belieben) nicht darüber einigen, ob man die Himbeeren mitsamt den Maden unbesehn auch am Freitag runterschlucken darf. Da also der Fall unentschieden blieb, soll Polla unsern Pfarrer in der nächsten Religionsstunde danach fragen. Ich möchte mich etwas zurückhalten, weil ich das letzte Mal in Katechismus einiges schuldig geblieben bin, was die Trudl, die alte Klatschliese, als vereidigte Klassenoberste brühwarm meinem Vater dienstlich gemeldet hat. So was macht mit die alte Gake immer zufließt, und außer Dienst würde das die feige Puschelei gar nicht wagen. Da war natürlich bei meinem Vater wieder manches fällig, und ich hab mich wieder an dieser alten Zolle schadlos gehalten. Dafür hat's vom Vater wieder was gesetzt, und zum Überfluß durfte ich dann noch eine Kurrende abschreiben und damit meine Freizeit einbüßen. Solche Dinger kommen vom jetzigen schreiblustigen Kreisschulinspektor überhaupt alle Weile. Beim früheren war das halb so schlimm, der konnte wenigstens noch leserlich schreiben. Aber den schickten sie nach Westpreußen, wo sie ihn auf die Kaschuben scharf machen wollen. Die Krähenfüßl, die der jetzige Besserwissen in Leobschütz hinkokert, kann man kaum entziffern. Wenn der bei uns in die Schule ginge, da käme er mit solch einer Klaue von der Eselbank nicht mehr runter.

Der Nachtjäger und das wütende Heer

Im Nachtjäger der Schlesier erkennen wir deutlich den Woden der alten Germanen. Mit Windseile durchsaust er das Luftreich und zeigt seine Macht, besonders im Sturm und Gewitter. Die Gestalt des Nachtjägers ist in den einzelnen Teilen Schlesiens verschieden. Bald erscheint er als kopfloser Reiter, bald als Jägersmann auf dreifüßigem Pferd, bald als Fußgänger mit der Flinte auf dem Rücken. Hintendrein zieht ein großes Gefolge von Hunden, Wölfen, Graumännchen und anderen lustigen Gestalten. Jägerruf, Horngebläse, Peitschengeknall, Hundekräß, gespenstisches Geräusch und Gerassel verraten laut den wilden Zug und bringen die Menschen in Furcht und Entsetzen. Kleine Kinder werden im Gebirge mit dem Nachtjäger zum Schlafen gezwungen. Sein Gefolge besteht aus lauter „wandern den Seelen“ in den verschiedensten Gestalten. Teils denkt man sich unter ihm einen Junker, der zur Strafe für seine Sonntagsentheiligung bis an den jüngsten Tag ruhelos jagt müsse, teils ist er auch wieder der Teufel selbst.

Im Kreise Leobschütz liegt das Dorf Sauerwitz, woselbst mein Vater in seiner Jugend die Weberei erlernte. Jeden Sonnabend, sobald es abends dunkel geworden war, durfte

er seine Mutter in Kreuzendorf besuchen und den Sonntag bei ihr verleben. Die beiden Dörfer mögen ungefähr zwei gute Stunden voneinander entfernt liegen. „Jedermal“, so erzählt mein Vater, „wenn ich im Finstern durch den Badewitzer Wald ging, da, auf einmal war es, als ob der ganze Wald zusammenbräche. Deutlich hörte man es schließen, und auch Hundegebell war zu vernnehmen. Zu-erst ahnte ich nicht, was dieses bedeutet, bis mich dann der Waldheger darüber aufklärte. Nun wußte ich es gleich. Es war der Nachtjäger mit seinem wilden Heere. Das jagte durch die Bäume und Sträucher, daß es ein Entsetzen war. Genau habe ich den Nachtjäger nicht gesehen, aber der Waldheger erzählte mir, er sei ein schwarzer Mann, dem fünf bis sechs Hündchen folgten, welche fortwährend kräßten. Furcht braucht man vor dem Nachtjäger nicht zu haben, nur muß man achtgeben, daß man keines von den Hündchen tritt. Sie laufen einem lange Zeit unter den Beinen herum, bis sie dann wieder auf einmal verschwunden sind. Wer sich vor dem Nachtjäger schützen will, der muß auf der Straße den „Distrain“ entlang gehen. So habe ich es auch stets gemacht, und darum ist mir nie etwas Übles passiert.“

Philo vom Walde

Aber unsereins hat die Last damit. Und was drin steht, ist ausgemachter Bockmist, den ich mir erst gar nicht durchlese. Bei der Konferenz in Neukirch müssen sie sich wohl auch kaputt darüber lachen, sonst würde mein Vater nicht manchmal so feuchtfröhlicher Stimmung von dieser Betriebssitzung zurückkommen.

Wir haben uns heute mal bißl auf dem Kirchhof zu schaffen gemacht und Vetter Grötscheln besucht, der gerade ein neues Grab geschauft hat. Da waren aber noch dicke Knochen drin; die sammelt er fürs Beinhäusl, in das er uns aber nicht gern reingucken läßt. Das steht gleich neben der gruslichen Ecke, in der sie die Erhängten immer ganz sang- und klanglos verscharrten. Dort geht's auch oft um. Aber bei der andern Tür kann man schon mal durchs Gitter spionieren; da steht unter altem Kirchengrämpel auch „das Conduct“, das bei einem Begegnis die Bahre für den Sarg ist, aber sonst oft beim „Requiem mit Conduct“ den fehlenden Sarg unter dem schwarzen Umhang verstecken muß. Dabei wundert mich aber immer, warum der Pfarrer eigentlich jedes Mal in seinen langen lateinischen Gesang den einzigen deutschen Satz mißtrauisch einschmuggelt: „Öh's a Wawer es?“ Dabei weiß er doch genau, daß sich in Zauchwitz gar nicht so viele Weber zu Tode hungern, wie er's vielleicht von Katscher her gewöhnt ist, wo diese Armen ihr Elend zu Lebzeiten auch nicht dadurch verschleieren können, daß sie sich nach dem flüssigen Mittagessen vors Haftörl stellen und die Buttermilch aus den Zähnen stochern.

Den Zauchzer Weibslüde ist ein sehr starker Mitteilungsdrang zu eigen. Der hält sie nach der Kirche unterwegs noch stundenlang zusammen, um die endgültige öffentliche Meinung über wichtige Familiengeschichten bei der Nachbarschaft herauszuschäkern. Ich wollte heute mal sehen, ob die alte Neugehauern, die alte Fäßlern und die Melzer-Aurelie darüber das Mittagessen vergessen würden, aber kurz vorher hat sich das Kleebatt aufgelöst, weil schon schwere Tropfen von einem Gewitterregen fielen. Auch auf der Großen Seite strebten jetzt verschiedene Ausdauernde recht eilig zum Unterdorf, die ich aber nicht erkennen konnte, weil sie schon die Böcke als Schirm über Kopf geschlagen hatten und dann alle so drollig egal aussehen. Aber am Nachmittag können sie ja ihre Klatschgarn munter weiterspinnen, nachdem die Christenlehre ihrem sommerlichen Ruhe- und Schlafbedürfnis hinreichend entgegengekommen ist. Wer nämlich nicht schon vormittags in Amt und Predigt seinen ausgebogenen Nicker hinter sich gebracht hat (den leider Pahla durch aufdringliches Klingelbeutelbegehrn rücksichtslos zu stören versuchte), kann jetzt in stetem Wechselspiel von saufstem Absinken und energischem Hochreisen des müden Hauptes unbehelligt bis zum Ende der Andacht durchhalten, um auf dem Heimweg den vormittags unfreiwillig abgebrochenen Diskurs erfrischt fortzusetzen. Selbstverständlich kann ich jederzeit die Ruhebedürftigkeitslage unter den müden geplagten Bäuerinnen über die Chorhrüstung hinweg genauestens überprüfen. Eine mehr aggressivere Art von Kirchenpolizei aber führt Kirchvater Vetter Stiebler durch. Verünöge seiner unbeschämlichen Fähigkeit, um die Ecke gucken zu können, hat er in der Kirchunterbank die ganz vorn postierten Jungen immer scharf im Auge, um nötigenfalls wie ein Schießhund einem krakeelenden Übeltäter an den Kragen zu fahren und ihn in die Sakristei zu verschleppen, aus der er erst entlassen wird, wenn er mit kirchväterlichem Rat hinreichend durchtränkt ist, dessen Wirkungsstärke wir mit spitzbübischer Schadenfreude am Rötungsgrade seiner Wangen unschwer überprüfen können. Das passiert aber bloß seltenen Sonntagsbettern, die längst nicht so fromm sind wie ich, der ich alle Tage in die Kirche muß. Auch mein Vater unterzieht sich zuweilen zusätzlich einer ordnenden Tätigkeit im Verlauf von Predigt oder Christenlehre. Sein Beobachtungsfeld ist vornehmlich das Seitenchor über der Sakristei, das nur aus Orgellüde einzuschauen und (außer der ersten Reihe) von den ver-

schämteten Betern bevölkert ist. Solche betreiben dann aus langer Weile meist Maniküre und polken sich Dornen, Disteln oder sonstige „Schwerts“ aus ihrer schwieligen Hand, bis sie durch ein ebenso vernehmliches wie bedrohliches „Hm!—Hm!“ meines Vaters endlich aus ihrer beschämlichen Tätigkeit gerissen und zur Andacht ernahmt werden.

Wenn es im Sommer um kirchliche Festtage auch dürftig bestellt ist, so wissen sich die vergnügungssüchtigen Zaucher doch zu helfen. An Maria Heimsuchung pilgern sie in Scharen zum Burgberg, wo es außerhalb der Wallfahrtspflichten für groß und klein auch mäßiges Erötzliche gibt. Viele Jungen haben mir schon erzählt, wie sie mit ihrer Mutter über Wanowitz, die Rote Mühle, Bladen, Löwitz und Bleischwitz zu Fuß dorthin gewandert sind, und wieviel Spaß sie beim Übernachten im Massenquartier gekriegt haben. Und in der schönen Wallfahrtskirche sind sie vor dem Gnadenbild wirklich ganz fromm geworden, was ich aber manchem nicht recht glauben will. Eher glaube ich schon, daß dort zehnmal soviel Zuckerbuden gewesen sind wie an der Zaucher Kirnes, und daß sie unterwegs von dort zur Schellenburg viel Kreuzattern und groß, bunte Schmetterlinge gesehen haben. Der Hunzaches hat sich aber leider nicht gezeigt, und „blossig“ das barmherzige Ebereschenbäuml wächst immer noch aus der dicken Burgmauer heraus. Ob sie gelogen haben, werde ich ja im nächsten Jahr wissen, wenn wir mit meinem Vater (wie versprochen) nach Jägerndorf fahren, auf den hundert Treppen zum Burgberg aufzusteigen und weiter zur Schellenburg wandern werden. Hierher wallfahrt aber bloß die kleinsten Sünder, die höchstens noch Anfang August den Portunkula-Ablaß in Troppau nötig haben, die größeren schleppen ihr Packl auf den Annaberg, und ganz große sollen ihre Sünden-Zentnerlast auch schon bis zur Schwarzen Madonna in Czestochau „ei dr Ketz gepuckelt“ haben. Alles bloß, weil sie's „scheint“, vor unserm Pfarrer auszupacken, mit dem sie's nicht gern verderben möchten. Weil die Ernte so kurz vor der Tür steht, bin ich gestern schnell noch mal bis zu unserem Acker gelaufen, um die goldne Pracht der Ahrentfelder zum letzten Mal aus der Nähe zu genießen. Auf Kloses Berg habe ich mich in der Sonne langgestreckt am Kneifeldrand und meine Lust gehabt an bunten Gestreu von Klatschmohn, Kornblumen und Kornrädern. An manchen Jahren war auch Mutterkorn, das sie in der Apotheke so gut bezahlen sollen, aber leider haben wir ja in Zauchwitz keine. Neben mir summten Vetter Wilsches Bienen von einer Blume zur andern, im Graschopsten große und kleine Haferpferde lustig durcheinander und turnten viele Käfer ungeschickt über die Hälme, von denen ich bloß die Ohrgräpler nicht mag. Auf dem Rückweg bin ich noch was um Neugebauers Backhaus herumgestrichen, aber da waren mir jetzt zuviel Bettelläuse, die sich immer so anhänglich an die Hosen setzen und einen zu Hause verraten. An unserer Pappel saß Polla mit seiner Blechbüchse, der sich aus der Gravlunk paßmüde Schlampenpeitzger und Kaulürsche gefischt hatte, die mir aber nicht imponieren konnten. Um so mehr taten das in unserem Garten die ersten Jakobusäpfel, die unterm Baum schon auf mich gewartet hatten. In unserer Klasse hatten heut alle ein blaues Maul, bloß ich und Polla nicht, weil wir gestern über allen unsern Naturliebhaberien den Krawerner „Kupschbeeri kauf!“ gar nicht gehört hatten. Aber ich denke, er kommt schon noch mal wieder, und dann könnte er mich eigentlich auf seiner leeren Radwer ins Polnische nach Deutsch-Krawarn mitnehmen, damit ich endlich mal einen Wald zu sehn kriege, in dem man sich an Blaubeeren nach Herzenslust satt essen kann. Übermorgen beginnen sowieso die Eenteferien, und da hätte ich doch nicht viel zu versäumen. (Polla schmunzelt bloß, weil er weiß, wie solch gewagtes Unternehmen bei mir zu Hause ausgehen würde.) Inzwischen hat mich mein Vater auf andere Gedanken gebracht, und ich bin in allen Knechen müde vom Seilelegen und Puppenstellen bei der Korn-

ernte, bei der sie mich wieder gründlich zurechtgerückt haben; nächstens wollen sie mir auch noch das Maudeln bei der Gersternte gehörig beibringen. Wenn wir doch bloß bald alles eingefahren und abgeladen hätten! Bei den Bauern geht das ja viel gemütlicher zu. Die haben neben ihren Leuten genug Galizier, die das alles machen, und solch eine Vesper wie die kriegen wir auch nicht. Ich hab's doch gesehen, wie die Frank-Anne aus den dicken Bratküppen eine ganz große Duecke aushöhlt, voll Butter und Käse stopft und die Krume wieder drüberdeckt. Körbweise wird das dann aufs Feld geschickt, und jeder kann nach Herzenslust seine langen Schnitten schmieren und Schlickermilch oder Einfachbier dazu trinken, bis er nicht mehr kann. Daher machen sie noch mit den Weibsläuten allerhand Dummheiten und lachen und krähen, daß es eine Freude ist; bei uns ist das keine. Bißl ungemütlicher wird's ja, wenn's anfängt zu gewittern. Dann kommt Tempo in die Kolonne, und auch die gewitzigten Pferde vor dem beladenen Leiterwagen wissen, worum's geht und preschen im Karacho in die wettersichere Scheune. Ja, die Zauchwitzer Pferde haben's überhaupt in sich. Hei, was sind das für Prachtkerle! Wenn's mir nachgeuge, da wären sie alle längst in die Einwohnerliste aufgenommen. Was sind doch die „Pfadskallau“ zu beneiden, die sie immer so glänzend striegeln und sogar im Stall schlafen dürfen, wo's immer so herhaft nach Pferd riecht und im Winter auch mollig warm ist. Wenn ich schon nicht Pierdeknecht werden darf, dann möchte ich doch wenigstens bei den Reitern dienen. Vetter Pferdeknecht, mein ehemaliger Reitlehrer, meini auch, ich hätte das Zeug dazu und das richtige gut gegerkte Hinterviertel.

So! Nu ist aber Schluss; die Gerste ist auch im Bansl und „Hons“ wieder aus der Scheuer. Ich spüre mein Kreuz nicht mehr, und überall pieken die Disteln. Aufs mückige Abendessen verzichte ich, jetzt nicht wie Füße waschen, beten, schlafen gehen! Den sonst verhaschten Dreiklang braucht mir heute keiner zweimal ins Ohr zu klingeln. Bei Schullehrers Erntefest geht's ja doch reichlich poplig zu: noch nicht mal einen Erntekranz gibt's von fettlebigem Ernteschmaus gar nicht zu reden. Dagegen Kretschmer's, die verstehn's: da hängt im langen Hausflur, wo sie im Sommer essen, eine riesengroße Ahrenkrone an bunten Bändern vom Gewölbe, und unter ihr sitzen alle Kretschmers mit dem Gesinde, bei fidelem Schmaus. Dann wird der Tisch weggerückt, paare blasen auf dem Kamm, und alles dreht sich lustig im Tanz. Das laß ich mir noch gefallen! Aber bei uns gibt's nichts von alledem, die Kränke könnot man kriegen, wenn nicht die barmherzige Natur ein Einschenk hätte, und ihre Gaben jetzt so reichlich ausschütten würde, daß man kaum weiß, wo man für solch Überangebot an Vegetarierkost den Gelist hernehmen soll. Es drängelt sich aber auch wirklich was reichlich zusammen: die letzten Schoten möchten geholt sein, ehe sie klappern; Stachelbeeren müssen gestoppt werden; Gelbkuschken und Roßköppel erfordern unbedingt Kostproben; die restlichen Nagezähne wollen an den ersten Kullerrüben gewetzt sein, das Sauerkraut auf der Wiese darf für bessere Verdauung nicht vergessen werden, und von den Jakobusäpfeln liegen schon täglich mehr unterm Baum, wenn man ihn bloß aus Versehen ganz sahne ansäßt.

Allmählich sind wir auch in die Hundstage geraten, und der ewige Durst ist nicht gerade schön und verursacht einem unvorhergesehene Auslagen; denn unser Lumpenwasser kriege ich ohne Brausepulver einfach nicht mehr runter. Das schmeckt direkt nach Karbol, und mein Vater erklärt sich das aus der ungünstigen Lage des Brunnens in nächster Nachbarschaft der früheren Abtrittgrube. Ich allerdings habe wieder mehr Pollan im Verdacht, der jetzt beim Lehrer Thienel „Nachttoppeschwenker“ und kein Freund von zeitraubenden Umwegen ist. Daher bezieht er dafür ein horrendes festes Einkommen, das die ganze Kirschenpacht in einem Monat abwirft. Also, jedenfalls steht's brausend besser runter.

Bei der Affelhitze kann man's nicht allein bei dem täglichen Fußbad bewenden lassen, der ganze Kerl muß mal ins Wasser. Da nur ein fließendes Gewässer der ersehnten Erquickung und bitternotwendigen Generalsanierung gerecht werden dürfte, waren wir zunächst um eine geeignete Badegelegenheit verlegen. Zu Scholichs Mühlwehr zu gehen, verbot sich von selbst, denn hinter Mendes Brückl gucken wir die Dürre Zinna überhaupt nicht an, die sich nicht schämt, sich von den Scherzkern für eine Klappermühle missbrauchen zu lassen. Dabei entspringt sie auf der Zauchzer Feldmark, säuft sich mit Zauchzer Gewitterregen dick und verdankt ihre ergiebigen Wassermassen überhaupt entweder den Schnellzwasern von Kümmel-, Pfarr- und Rothers Berg oder dem nicht unerheblichen Zulauf von seiten der Zauchzer Kanalisation und sonstiger Jauchgräbl. Und eine Klappermühle ist noch längst keine drei Windmühlen, von der abgerissenen ganz zu schweigen. So blieb also bloß die Troja übrig, und wir gaben ihr die Ehre. Allerdings traun wir uns auch noch nicht ins Tieft beim Bergmühlenteich, denn dort wäre unlängst fast einer ersoffen, obwohl er sich zwei Schweinsblasen an die Fußgelenke gebunden hatte. Wir haben aber ein schönes Badeplätzl gefunden, gut busch- und moralgedeckt, damit die Wanowitzter Müdl, die dort immer ganz zufällig vorbeikommen, keinen Anstoß nehmen, denn Badehäuser sind verpönt und unbekannt.

(Fortsetzung folgt)

Erfolgreicher Kaninchenzüchter

Bei der letzten Lokalschau in Lengerich (Westf.) Hobne 298, welche mit 105 Tieren besichtigt war, hat auch unser Landsmann Josef Sehner aus Leobschütz teilgenommen. Er ist ein Sohn des früheren Schulkastellan der alten Schule in Leobschütz, Paul Sehner. Seine Ehefrau ist die Tochter des früheren Gastwirts Franke aus dem „Goldeinen Anker“.

In einem Zeitungsbericht heißt es: Die Siegerliste wird von Josef Sehner angeführt, der für das beste Zuchtpaar, Weiße Wiener, die Landesverbands-Medaille erhielt. Landsmann Sehner hat in Lengerich in Westfalen seine neue Heimat gefunden. Dort ist er in einem großen Betrieb als Schlosser beschäftigt. Er züchtet schon seit 1950 die Weißen Wiener, welche er auch schon in Leobschütz mehrere Jahre gezüchtet hat und im Leobschützer Kaninchenzuchtvverein als Vereinsrasse gewählt wurde. Er ist auf allen größeren Schauen vertreten und hat auch schon viele Preise errungen. Im Juni 1958 hat Sehner die Hilfsrichter-Prüfung für den Verband Deutscher Kaninchenzüchter in Hamm in Westfalen mit dem Prädikat „Gut“ bestanden. In eineinhalb Jahren will Landsmann Sehner die Preisrichterprüfung für Kaninchen ablegen. Im Namen aller früheren Mitglieder des Leobschützer Kaninchenzuchtvvereines, welche in alle Winde zerstreut sind, übermittelt der Unterzeichnete Herrn Josef Sehner für die schönen Erfolge in der Zucht die herzlichsten Glückwünsche und weitere gute Erfolge in der Zucht.

Adolf Schink, Nienburg-Weser, Ziegelkampstr 36

Heimatkreisgruppe Leobschütz in Düsseldorf:

Bei der letzten Zusammenkunft wurde beschlossen, am 21.9. wieder eine Wanderung durchzuführen. Treffpunkt 14 Uhr auf dem Staufenplatz in Grafenberg. Mit Straßenbahnlinie 3 und 9. Wenn es regnet, Treffpunkt 17 Uhr im neuen Versammlungslokal „Veltins Ausschank“ auf der Stofferlerstraße 2 — Ecke Kölnerstraße. Mit Straßenbahnlinie 10 und 18 und Buslinie 56 und 66 zu erreichen. In Zukunft finden die Zusammenkünfte jeden dritten Sonntag im Monat in dem gleichen Lokal statt.

Hier Gedanken - Dort Erinnerungen

(2. Fortsetzung)

Stichwort: „Walhalla“ — Hier: „Geglückte Flucht“

Es war mir selbst nun gelungen, nicht nur einen großen Vorsprung zu erreichen, sondern auch einen Teil meiner Kompanie mit ihren Pferdefuhrwerken wieder zu treffen. Nachts, erst nichts ahnend, wurden wir von russischen Panzerjägern und aufgesessener Infanterie auf LKW's, die hell erleuchtet waren, ohne Kampf überrollt. Als ich durch einen Scheinwerfer eines rückwärtigen LKW's auf dem vorherfahrenden LKW die schwer bewaffneten Russen erkannte, war mein Entschluß gefaßt, auf Riegen oder Brechen der Gefangennahme doch noch zu entgehen. So weit wir uns still hinten und vorn gegenseitig verständigen konnten, ließen wir die Pferde mit den Panje-Wagen in der Kolonne führerlos weiterfahren. Durch ein ca. 100 Meter breit abgeholtzes und mit Stacheldraht überzogenes Waldstück auf dem Bauche kriechend (robben) hatten sich im Walde 15 Mann gesammelt. Erst wurde überprüft, wer noch Pistolen bei sich hatte. Soweit ich mich entsinnen kann, waren es sechs. Ich selbst hatte zu der Pistole noch ca. 70 Schuß Munition. Kaum hatten wir uns gesammelt, da war nochmal die Hölle los und hatten unter uns noch einen Leichtverwundeten zu beklagen (Streifschuß an der Hand). Auf das, was nachher geschah, will ich nicht mehr näher eingehen. Jedenfalls versuchten wir erst mal, möglichst weit weg vom Kriegslärm zu kommen. Erst selbst in der Finsternis in ein Sumpfloch gefallen, aus dem ich mich selbst noch rausarbeiten konnte, mußte ich kurz darauf mit noch einem Kameraden einen anderen Kameraden aus einem anderen Sumpfloch herausziehen, der schon bis fast zur Brust versunken war. Um nicht zu sehr aufzufallen, teilten wir uns in drei Gruppen auf. Unterwegs gaben wir noch einen vielleicht 18jährigen Soldaten einer anderen Einheit auf, der uns bat, ihn mitzunehmen.

Obwohl eine Karte zur Hand war, mußten wir uns auf unseren Kompaß und den Sternenhimmel verlassen, da nur nachts ein Fortkommen, zwar auch sehr oft nur unter lebensgefährlichen Einsätzen, möglich war und wir uns an Orte in der Tschechei weder bei Tag noch bei Nacht heranwagen durften. Tagsüber war es ja ganz ausgeschlossen, weil wir ja immer aufs neue von den vorrückenden hauptsächlich motorisierten Einheiten der Russen eingeschlossen wurden. Tags lagen wir meist auf den Bergen im Versteck. Nach neun Tagen, nur von Wasser lebend, war uns die Flucht gelungen. Doch drei Tage vor dem Gelingen wäre uns unsere Freude beinahe zunichte gemacht worden. Hunger verleitete uns, doch mal im Schutz des Waldes am Tage weiterzukommen. Eine Lichtung des Waldes und rauschendes Wasser wurde uns beinahe zum Verhängnis. Nachdem wir uns erst mal den hungernden Magen mit dem schlammigen Wasser wieder beruhigt hatten, fanden wir sogar nach längerem Abtasten des Flusses einen behelfsmäßigen Übergang, über den wir wie die Affen rüberkletterten. Gerade wollten wir über die Lichtung wieder in das nächste Waldstück verschwinden, standen wir plötzlich zwei kräftigen Männern in Badehosen gegenüber. Einer davon war mit einer Rotstern-Badekappe versehen. Ob nun schon Russen oder Tschechen, wir konnten ja von keinem Gnade erwarten. Als die noch Legitimation von uns verlangten, riß ich meine entsicherte Pistole aus der Tasche, sie auf die zwei richtend, was auch der zweite hinter mir stehende Feldwebel tat, worauf uns auch der Weg freigegeben wurde. Aus dem Hintergrund hörten wir zur gleichen Zeit eine Frauenstimme in gebrochenem Deutsch laut rufen: „Nicht schießen! Die wollen euch doch nichts, sie wollen euch nur den Weg weisen.“ Durch unsere paar nordfürstigen russischen Worte machten wir denen ja auch verständlich, daß auch wir von ihnen nichts wollten, sondern der Krieg zu

Ende wäre und wir nur am schnellsten Wege nach Hause zu Muttern wollten. Daß wir in Richtung der rufenden Frau schauend, dort noch mehrere Männer und Frauen badend erblickten, zwang uns zur Eile, so schnell wie möglich die Platte zu putzen. Als wir noch durch eine Waldschneise beobachten konnten, daß eine große Anzahl Uniformierte den Wald wahrscheinlich nach versprengten Deutschen absuchten, hieß es einfach: „Rette sich, wer kann!“

Durch die verschiedenartigen Fluchtmöglichkeiten der Einzelnen waren wir 15 bzw. 16 Mann in den neuen Tagen der Flucht völlig auseinander gekommen, so daß wir zur Zeit des eben genannten Vorfalls nur noch sechs abgehungerte Skelette waren, denen der Nabel bald ans Rückgrat angewachsen wäre.

Mit letzten Kräften versuchten wir dann, möglichst schnell in einen immer dichter werdenden Waldabschnitt zu gelangen. Leider verloren wir bei dieser Gelegenheit zwei unserer Kameraden, die unserem Lauf nicht mehr folgen konnten. Zwar versuchten wir, die zwei doch noch ausfindig zu machen, aber vergeblich.

In diesen letzten drei Tagen habe ich mich nachher selbst bewundert, mit was für Ausdauer, Mut, Entschlossenheit und Freiheit, ein großes Stück von mir beigetragen wurde, deren Endegebnis eben die glückliche Flucht war. Ich habe mir tatsächlich immer vor Augen gehalten: „Du bist doch ein Turner“ und habe auch an manchen 7½- und 10-Kilometer-Lauf gedacht, den wir vielleicht im Leobschützer Stadforst oder irgendwo anders ausgetragen haben, wo nach drei oder vier Kilometern die Beine oder die Puste nicht mehr wollten und nach Überwindung des sogenannten toten Punktes das Ziel dann doch noch erreicht wurde. Es wäre andererseits aber auch überheblich von mir gesprochen, wenn ich verschweigen sollte, daß nicht nur die Sonne und die Strapazen, sondern auch Angst mich oft zum Schwitzen brachten. So war es auch bei diesem vorher geschilderten Erlebnis.

Inzwischen waren wir ja ein gauzes Stück vorangekommen. Obwohl wir von der Gefahrenzone weit genug weg waren und keine Gefahr mehr witterten, waren uns die Verstecke auf den Bergen aber viel sicherer. Um aber wieder hinauf zu kommen, war nur eine Möglichkeit, über eine inzwischen entdeckte, aber von zwei Russen bewachte Brücke zu kommen. Wenn ich diesem 18jährigen, damals zu uns gestoßenen Soldaten nicht die Pistole auf die Brust gesetzt hätte, wären unsere Strapazen umsonst gewesen, denn als er nun die Russen erblickte, wollte er sich mit einer weißen Unterhose schwankend zu erkennen geben; zumal er sich durch einen in der Nähe von einem Gebüsch hellenden Hund, der uns wohl gewittert hatte, als entdeckt fühlte.

So verharrenten wir, völlig der heißen Sonne ausgesetzt, in einem Graben liegend, bis zur Dunkelheit, die zwei Russen nie aus den Augen lassend. Unser Plan, die Burschen in der Nacht umzulegen, wurde zunächst gemacht, als die Posten vor Dunkelheit noch um zwei Mann verstärkt wurden. Wir zogen uns also in der Dunkelheit möglichst weit zurück und wagten nachts, einer dem anderen die Hand gebend, die Durchquerung des Flusses in voller Moutur. Das Wasser stand uns zeitweise höher als bis zum Halse, wie man sonst zu sagen pflegt. Als dies gelungen war, sind wir noch manchen Berg auf- und abgelaufen, um von ihnen die nassen Klamotten wieder trocken zu bekommen. Froh waren wir aber am nächsten Morgen, als uns die ersten Sonnenstrahlen erwärmt, denn die nassen Hosen waren uns bis in die Knie gesackt.

Zwar konnte ich auch bald nicht mehr, aber ich munterte die anderen Kameraden immer wieder auf, wenn wir nach 100 und 200 Metern immer wieder zusammenbrauchen und zum Schluß sagten: „Es geht nicht mehr, lieber wollen wir hier verrecken.“ Wenn's gar nicht mehr ging, half auch mal ein kleiner Tritt in den Hintern der anderen.

(Schluß Seite 9 unter dem Strich)

Das erzbischöfliche Kommissariat Katscher

Die preußische und reichsdeutsche Kirchenpolitik

Von Bürgermeister und Stadtdirektor i. R. Robert Greinert, Köln

(14. Fortsetzung)

Es war der Sonntag des 13. Juli 1941 nach jener Schreckenswoche, als Münster in 5 aufeinanderfolgenden Nächten schwere Luftangriffe erlebt hatte, und ein großer Teil der Altstadt in Flammen aufgegangen war. Der Bischof wollte deshalb der Bevölkerung und besonders auch seiner früheren Pfarrgemeinde St. Lambertus seine Teilnahme aussprechen und zur Hilfe aufrufen. Weil aber am Schluß dieser Woche klösterliche Niederlassungen der Jesuiten und der Missionsschwestern von der Unbefleckten Empfängnis durch die Geheime Staatspolizei beschlagnahmt und die Bewohner vertrieben worden waren, benutzte der Bischof die Gelegenheit, um auch zu diesen Ereignissen Stellung zu nehmen. Der Bischof erklärte in seiner ersten Predigt am 13. Juli 1941: „Der physischen Übermacht der Gestapo steht jeder deutsche Staatsbürger völlig schutzlos und wehrlos gegenüber... Keiner von uns ist sicher und mag er sich bewußt sein, der treueste, gewissenhafteste Staatsbürger zu sein, daß er nicht eines Tages aus seiner Wohnung geholt, seiner Freiheit beraubt, in den Kellern und Konzentrationslagern der Gestapo eingesperrt wird“. Er erhob „im Namen der Majestät der Gerechtigkeit“ seine Stimme und erklärte am Schluß: „Darum rufe ich laut, als deutscher Mann, als ehrenhafter Staatsbürger, als Vertreter der christlichen Religion, als katholischer Bischof: Wir fordern Gerechtigkeit! Bleibt dieser Ruf ungehört und unerhört, wird die Herrschaft der Königin Gerechtigkeit nicht wieder hergestellt, so wird unser deutsches Volk und Vaterland trotz des Heldeniums unserer Soldaten und ihrer ruhmreichen Siege an innerer Fäulnis und Verrottung zu Grunde gehen“.

Weil der Klostersturm neue Opfer gefordert hatte, predigte Bischof Clemens August am folgenden Sonntag, dem 20. Juli, in der Liebfrauenkirche. Er berichtete über die neuen Beschlagnahmungen und betonte vor allem, daß die Volksgemeinschaft durch solche Unrechtmäßigkeiten zerstört würde. Es war eine öffentliche

Aufkündigung der Volksgemeinschaft, eine förmliche Absage an die Partei: „Gesinnungsgemeinschaft, ein Gefühl innerer Verbundenheit mit diesen Kirchenverfolgern, mit diesen Klosterstürmern, die wehrlose Frauen und Mädchen, Kinder unserer besten Familien, unsere Schwestern aus ihrer klösterlichen Heimat jagen, wo sie teilweise seit Jahrzehnten in Arbeit und Gebet unserem Volke nur Gutes getan haben, das kann es für uns nicht geben! Ich müßte mich schämen vor unseren Vorfahren, vor meinem ritterlichen seligen Vater, der meine Brüder und mich mit unerbittlichem Ernst zu zarter Hochachtung vor jeder Frau und jedem Mädchen, zu ritterlichem Schutz aller unschuldig Bedrängten, besonders jener, die als Frauen Abbilder unserer eigenen Mutter, ja der lieben Gottesmutter im Himmel sind, ermahnt, erzogen und angeleitet hat, wenn ich Gemeinschaft halten würde mit jenen, die schuldlose Frauen aus Heim und Heimat vertreiben, obdachlos und mittellos aus dem Lande jagen. Wir sehen und erfahren jetzt deutlich, was hinter den neuen Lehren steht, die man uns seit einigen Jahren aufdrängt, denen zu Liebe man die Religion aus der Schule verbannt hat, unsere Vereine unterdrückt hat, jetzt die katholischen Kindergärten zerstören will: abgrundtiefer Haß gegen das Christentum, das man austotten möchte“.

Anlaß zur dritten Predigt war eine noch schwerer wiegende Verletzung von Recht und Sitte, die Anwendung der Euthanasie in Heilanstalten. Jetzt handelte es sich nicht so sehr um ein unmittelbar kirchliches Interesse, sondern um den Menschen als solchen und um die Gesetze der Menschlichkeit. Im „Dritten Reich“ wurde der Gedanke des Psychiaters Wanschkuhn, der schon 1922 die Frage stellte, wie lange die Theorie der Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ auf Geisteskranken beschränkt bleiben und wann sie auf Arbeitsinvaliden oder Taubstumme ausgedehnt würde, aufgenommen, weil er der reinen Machtpolitik entsprach. Man redete und schrieb verächtlich von den Forderun-

Wie war die Freude groß, als wir des einen Morgens früh von unserem Versteck aus eine Landstraße übersehen konnten und hin und wieder Militärfahrzeuge, diesmal mit weißem Stern, sahen. Das sind bestimmt Ami-Fahrzeuge! sagten wir. Erblickten weit weg sogar einen Ort. Als wir noch ein einzelnes Gehöft mit weißer Fahne feststellten, erinnerte uns unser Magde, daß er auch noch da war.

Da zwei meiner Kameraden völlig erschöpft waren, erbot ich mich, zu erkunden, ob wir tatsächlich schon auf amerikanisch besetztem Gebiete sind. Ein in der Nähe des Gehöftes blühender Kirschbaum wurde als Ziel angesprochen. Den 18-jährigen nahm ich mit, nachdem ihm der andere Fw. seine Pistole ausgehändiggt und über den Gebrauch der Waffe kurz unterrichtet hatte. Dichtes Birkengebüsch ermöglichte es uns, möglichst nahe an das Gehöft heranzukommen. Bei günstiger Gelegenheit über sprang ich die Laubstraße und ging das Gehöft von hinten an. Der andere Kamerad sicherte mir vom Gebüsch aus den Rücken ab. Eine im Hofe befindliche Magd bestätigte mir unsere Vermutung. Doch hatten wir Glück, denn vor zwei Tagen waren noch Russen da.

Meinem Kameraden gab ich nun die Erlaubnis, mit der weißen Unterhose, mit der er vor ein paar Tagen an der besagten Brücke sich den Russen als äußeres Zeichen der Ergebung ausliefern wollte, an dem vorher verein-

barten Kirschbaum nach oben zu winken. Das war das Zeichen, daß alles klar ginge und die zwei Kameraden ebenfalls ruhterkommen könnten.

Inzwischen hatte ich für mich und die Kameraden bei den Bauernleuten um etwas Essen gebeten, nachdem ich mich und der hinzugekommene Kamerad unter Androhung mit der Waffe Gewißheit verschafft hatten, daß keine fremden Soldaten sich um Hause befanden.

Unsere erste Stärkung war allerdings angebrannte Milch und trockenes Bröt, aber wir waren froh, erst mal wieder was anderes im Magen zu haben als Wasser.

Etwas erleichtert, wieder ohne Angst, aber tratzdem mit komischem Gefühl, in dem ca. eine Stunde Fußweg entfernt liegenden nächsten Ort Krummau auf einer Landstraße gehen zu dürfen, machte uns wieder zu Menschen. Mit dem Entschluß, nun in amerikanische Gefangenschaft zu gehen, zerlegten wir unterwegs erst noch die Pistolen schnell und traten sie an verschiedenen Stellen in die Erde, um bei eventueller Auffindung ein Schießen damit unmöglich zu machen.

Denkt Euch, was nun passiert? — — —

Darüber berichte ich Euch nun in der von mir angekündigten Schluß-Fortsetzung. Franz Scharhatke

gen einer überspannten Humanitätsidee und von einer Überschätzung des Wertes der Existenz schlechthin. Es war das geistige „Niveau der biologischen Halbbildung“ des Jahrhunderts. Und so bedurfte es nur noch des handelnden Fanatikers der Halbbildung, um im Interesse des Fortschrittes die längst verbreiteten Ideen einer sinnentleerten relativistischen Zeit in die Tat des Amokläufers umzusetzen.“ („Um die Menschenrechte der Geisteskranken“, herausgegeben von W. Leibbrandt, Nürnberg, 1946). Seit 1940 wurden Hunderte von Geisteskranken aus deutschen Anstalten, auch aus der Branitzer Heil- und Pflegeanstalt im Distrikt Katscher des preußischen Anteils der Olmützer Erzdiözese, durch einen SS-Sonderdienst abtransportiert und getötet (Leobschützer Heimatbrief Januar 1958: „Prälat Nathan, der ungekrönte König von Branitz“ von Franz Slatosch).

Zum Schutze von Leib und Leben war Bischof von Galen bereits aufgetreten, als vom rassehygienischen Standpunkt aus für die Sterilisierung von „Minderwertigen“ geworben wurde. Papst Pius XI. hatte in seinem Rundschreiben über die Ehe vom 31. Dezember 1930 erklärt, die Sterilisierung stehe im Widerspruch zur Moral und zur natürlichen Ethik. Der Bischof von Münster erklärte in seinem Hirtenbrief vom 29. Januar 1934 bezüglich der Sterilisierung: „Wäre eine christliche Erziehung zur Selbstverleugnung und zur Beähmung der natürlichen Triebe allzeit gefördert worden und in den vorhergehenden Geschlechtern wirksam gewesen, so wäre es vielleicht nie dahingekommen, daß man unschuldigen Erben gefährlicher Erbanlagen, unter Verletzung des unveräußerlichen natürlichen Rechtes auf die Integrität des Körpers Gewalt antun zu dürfen glaubt.“

Zur Euthanasie ergriff derselbe Bischof das Wort am 3. August 1941 auf der Kanzel in der Lambertikirche in Münster: „Wie ich zuverlässig erfahren habe, werden jetzt auch in den Heil- und Pflegeanstalten der Provinz Westfalen Listen aufgestellt von solchen Pfleglingen, die als sogenannte unproduktive Volksgenossen abtransportiert und in kurzer Zeit ums Leben gebracht werden sollen. Aus der Anstalt Mariental bei Münster ist im Laufe dieser Woche der erste Abtransport abgegangen“. Als Beschützer der Hilflosen berief er sich solchem verbrecherischen Tun gegenüber auf die entsprechenden Paragraphen des Strafgesetzbuches, nach denen Tötung mit Strafe belegt ist. Der Bischof widerlegte auch die Scheingründe, mit denen man solche Tötungen zu rechtfertigen suchte und schlug mit einem logischen Schluß die Vertreter der Mordtheorie mit ihren eigenen Waffen, indem er ausführte: „Wenn einmal zugegeben wird, daß Menschen das Recht haben, „unproduktive“ Mitmenschen zu töten — und wenn es jetzt zunächst auch nur wehrlose Geisteskranken trifft —, dann ist grundsätzlich der Mord an allen unproduktiven Menschen, also an den unheilbaren Kranken, den Invaliden der Arbeit und des Krieges, dann ist der Mord an allen, wenn wir alt und altersschwach und damit unproduktiv werden, freigegeben. Dann braucht nur irgendein Geheimerlaß anzurufen, daß das bei Geisteskranken erprobte Verfahren auf andere Unproduktive auszudehnen ist, daß es auch bei den unheilbar Lungenkranken, bei den Altersschwachen, bei den Altersinvaliden, bei den schwerkriegsverletzten Soldaten anzuwenden ist. Dann ist keiner von uns seines Lebens mehr sicher... Wehe dem Menschen, wehe dem deutschen Volke, wenn das heilige Gottesgebot „Du sollst nicht töten“, das Gott der Schöpfer von Anfang an in das Gewissen der Menschen geschrieben hat, nicht nur übertreten wird, sondern wenn diese Übertretung sogar geduldet und ungestraft ausgeführt wird.“

Von neuem zog er den Trennungsstrich zwischen seiner Herde und jenen, „die unsere Jugend dem Chri-

stentum entfremden, die unsere Ordensleute berauben und vertreiben, die unschuldige Menschen dem Tode überliefern“. Hier kämpfte ein Christ nicht nur für die Tafeln von Sinai, sondern erhob Anklage gegen die Verächter der Menschheit. Kein Wunder, daß nach diesen Predigten Beratungen im Propagandaministerium in Berlin stattfanden und in einer Vorlage für Reichsleiter Martin Bormann vom 12. August 1941 erklärt wurde, „es gäbe im Augenblick nur ein wirksames Mittel, nämlich den Bischof aufzuhängen“ (Domkapitular Dr. Banasch im Petrusblatt für Berlin vom 31. März 1946).

Die deutschen Bischöfe haben öfter und klar die Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt dargelegt und darüber belehrt, wo und wie das Böse bei einer Regierung beginnt. Im Hirtenbrief vom 6. Februar 1938 äußerte sich Bischof Graf von Galen über den Inhaber der obrigkeitlichen Gewalt: „Der Beauftragte muß sich in Erfüllung seines Auftrages im Rahmen dessen halten, was der Herr und Auftraggeber ihm übertragen hat. Geht er willkürlich über den Auftrag hinaus, überschreitet er die Grenzen der ihm übertragenen Befugnisse, so verfehlt er sich selbst gegen den Gehorsam, den er dem Auftraggeber und Herrn schuldet, dadurch mißbraucht er die ihm verliehene Stellung und verliert so im selben Umfang das ihm übertragene Recht. Das gilt für jede Obrigkeit, auch für die kirchliche und für die staatliche. Darum ist es für jeden, der als Beauftragter Gottes obrigkeitliche Gewalt besitzt, heilige, Gott geschildete Pflicht, daß er diese Gewalt ausübt in Übereinstimmung mit dem heiligen Willen Gottes, und so ist es eine Wohltat für den Träger obrigkeitlicher Gewalt und ein Schutz vor verhängnisvollen Mißgriffen, daß die von Christus gestiftete Kirche das göttliche Sittengesetz unverfälscht bewahrt und das vom Finger des Schöpfers selbst in die Tafeln des Menschenherzens eingeschriebene Naturrecht als Norm und Grenze menschlicher Gesetzgebungsgewalt verkündet“.

Auch das Blutbad des 30. Juni 1934 — die Erschießungen in der Licherfelder Kaserne der SS, der ehemaligen Kadettenanstalt, und der Abtransport der Leichen in die Krematorien und Gasanstalten dauerten eine ganze Woche — hat der Bischof von Münster nicht unwidersprochen hingenommen. Bald nach diesem grauenhaften Ereignis erschien die Aufsehen erregende Broschüre eines Deutschen unter Decknamen, in der das Ereignis nicht bloß als „politischer Zwischenfall“ gedeutet wurde, sondern auch als ein moralisches und damit ein religiöses Ereignis: „Das Volk ahnt es und weiß es. Sehnstüchtig wartet es auf eine Stimme, die ruhig und fest die einfache Wahrheit schonungslos, aber unpolitisch sagt... Eine Stimme, die es wagt, den Mann, der kühn genug ist, als den höchsten Gerichtshof der Nation zu bezeichnen, genau so für das vergossene Blut zur Rechenschaft zu ziehen, wie der hl. Ambrosius Theodosius den Großen. Wir wissen, daß die Kirche des Jahres 1934 keine andere ist als die Kirche des Jahres 390“.

Das System der Vertuschung und Verlogenheit im „Dritten Reich“ war so fein organisiert, daß selbst die Auserwählten irregeführt werden konnten. Aber Bischof Clemens August hat ungeachtet dessen nicht geschwiegen. Bei einer Predigt in Xanten am 9. Februar 1936 hat er von „frischen Gräbern“ gesprochen, „in denen die Asche solcher ruht, die das katholische Volk für Martyrer des Glaubens hält, weil ihr Leben ihnen das Zeugnis treuester Pflichterfüllung für Gott und Vaterland, Volk und Kirche ausstellt, und das Dunkel, das über ihren Tod gebreitet ist, ängstlich gehütet wird“.

Der Reichs- und preußische Minister für die kirchlichen Angelegenheiten Kerrl (vordem mittlerer Justiz-

beamter in Peine), drückte im Antwortschreiben vom 24. März 1936 sein Befremden darüber aus, daß der Bischof auf der Kanzel vor einer großen Gemeinde ein eineinhalb Jahr zurückliegendes ernstes politisches Ereignis erneut in die Erinnerung zurückrufe. Minister Kerrl bekam vom Bischof unter dem 6. April 1936 eine noch deutlichere Stellungnahme. Er konnte vernehmen, daß auch unschuldige Opfer am 30. Juni gefallen seien, unter anderen Ministerialdirektor Dr. Erich Klausener, Präsident der katholischen Aktion in Berlin. Bis zum Beweise des Gegenteils müsse man annehmen, daß das Dunkel, das über seinen Tod gebreitet sei, deshalb ängstlich gehütet werde, weil er einer falschen Beschuldigung zum Opfer gefallen sei. Der Bischof äußerte den dringenden Wunsch, daß die verantwortlichen Täter zur Rechenschaft gezogen würden, und daß die Ehre des Ministerialdirektors Dr. Klausener öffentlich wiederhergestellt werde. „Das ist eine Forderung der Gerechtigkeit, welche als sittliche Forderung in den Bereich jener religiösen Güter gehört, welche zu vertreten ich verpflichtet bin, und deren unangetasteter Bestand und unerbittliche Wahrung eine der wichtigsten Vorbedingungen ist für die innere Befriedung des deutschen Volkes. Nur um dieser Seite der Angelegenheit willen, nicht aus irgendwelchen politischen Rücksichten, die als solche mich als Bischof nichts angehen, habe ich des ernsten Ereignisses vom 30. Juni 1934 Erwähnung getan.“

Am 24. Juni 1934 beim Katholikentag in Hoppegarten sahen wir Katholiken Dr. Klausener zum letzten Male öffentlich auftreten. Zu diesem Katholikentag hatten Himmler, Heydrich und der Gestapo-General Meisinger zahlreiche Agenten hinbefohlen, die mit ihren Berichten an die Gestapo und den Sicherheitsdienst endgültig das Schicksal Klauseners besiegelten. Er wurde in die Mordaktion des 30. Juni mit einbezogen, obwohl er weder mit dem Stabschef Röhm noch irgendwelchen anderen Personen, die gleichfalls Opfer des 30. Juni wurden, auch nur das geringste zu tun hatte. Göring, von Hitler mit der Leitung der Mordaktion beauftragt, rühmte sich auf der Pressekonferenz am 30. Juni: „Ich habe meinen Auftrag erweitert“.

Wenn auch Ministerialdirektor Dr. Klausener die in der ersten Zeit am Nationalsozialismus wahrgenommenen grausamen Züge als vorübergehende Begleiterscheinungen einer politischen Bewegung deutete, in dem Wirken der nationalsozialistischen Reichsregierung positive Leistungen begrüßte und den Staat nicht nur bejahte, sondern zu aktiver Mitarbeit wiederholt aufgefordert auch diese Mitarbeit in seiner Stellung bei jeder Gelegenheit selbst geleistet hat, so galt dieses sein Bekennen den Nazimachthabern irgendwie verdächtig und daher absolut wertlos gegenüber der Tatsache, seine religiöse Überzeugung nicht zu opfern und Lehre und Leben der katholischen Kirche beim Aufbau des Volks- und Staatslebens auch im nationalsozialistischen Deutschland unter keinen Umständen antasten zu lassen.

Bei diesem Inhalt und mit dieser Richtung mußte Klausener bei dem abgrundtiefen Haß des Hitler und seiner engsten Mitarbeiter gegen das Christentum in einen unversöhnlichen Gegensatz zum Nationalsozialismus geraten. Daß Klausener bei der Zähigkeit seines Willens auch stets ein Mann des Friedens und des Ausgleichs war, ließ der Nationalsozialismus nicht gelten. Hitlers Wollen und Wirken zielt nämlich auf unbedingte Liquidation des Christentums und der Kirche ab.

Dem Ministerpräsidenten und General Göring erschien Klausener als „politisierender Zentrumsmann“ und „Leiter der Katholischen Aktion für ganz Deutschland“ (in Wirklichkeit übrigens doch nur für das Bistum Berlin) untragbar und unmöglich, aber weit mehr noch deshalb, weil er als ehemaliger Ministerialdirektor im Innenministerium in der Polizeiverwaltung an der

Bekämpfung des Nationalsozialismus in der Zeit der Weimarer Republik maßgeblichen Anteil gehabt hatte. Die Tyrannen Hitler und Göring hatten dem pflichttreuen leitenden Ministerialbeamten im Innenministerium unversöhnlichen Haß und Rache geschworen wegen der Ausweisungsverfügung gegen Hitler und die Untersuchung gegen die Nationalsozialisten wegen Geheimbündelei und anderen politisch-polizeilichen Fragen.

Gleichzeitig mit der vorbereiteten gewaltsmalen Be seitigung Klauseners wurde, um die katholische Kirche weiter empfindlich zu treffen, auch der Reichsführer der „Deutschen Jugendkraft“, Albert Probst in Braunlage/Harz, verhaftet und dann „auf der Flucht erschossen“, ebenso in Dachau der frühere Hauptschriftleiter der „Münchener Neuesten Nachrichten“ und der späteren Wochenschrift „Der Gerade Weg“, Fritz Michael Gerlich (Konvertit).

Ministerialdirektor Klausener wurde in seinem Amtszimmer im Reichsverkehrsministerium am Wilhelmplatz, wohin er auf Görings Anordnung ab 1. März 1933 vom Reichsinnenministerium in die Abteilung Schiffahrt versetzt worden war, auch auf ausdrücklichen Befehl Görings erschossen. Der Gestapogewaltige Heydrich, mit der Mordaktion in Berlin beauftragt, gab an den den Mord ausführenden SS-Hauptsturmführer Kurt Gildisch nachträglich auch noch den Befehl, den Mord als Selbstmord zu tarnen, woraufhin die Mordwaffe neben den toten Klausener gelegt wurde.

Nicht genug, daß Klausener gemordet und statt seiner Leiche nur die Asche ausgeliefert wurde — die Urne mit der Asche Erich Klauseners wurde am 7. Juli nach einem Requiem, gefeiert durch Pfarrer Coppenrath in der Friedhofskapelle auf dem Matthias-Friedhof im Beisein des Bischofs Bares und des Domkapitels und der engsten Angehörigen in geweihter Erde und unter Vollzug der liturgischen Funktionen beigesetzt —, bezichtigte man den Toten durch ein Rundschreiben des Reichsverkehrsministers vom 2. Juli 1934, das sich auf die Aussage der Geheimen Staatspolizei stützte, auch noch des Selbstmordes und des Hochverrats, unter welcher doppelten Diffamierung die schwergeprüfte, untröstliche Frau Klausener nur noch schwerer litt. (Walter Adolph: „Erich Klausener“, im Morusverlag Berlin, und Pfarrer Albert Coppenrath: „Der westfälische Dickkopf am Winterfeldplatz“). Genaue Mordlisten hatten Himmler, Heydrich und Göring zusammengestellt.

Noch heute nach 15 Jahren fühlt man sich vom Ekel geschüttelt, wenn man von Göring hört — der in der letzten Phase der am 2. Februar 1943 zu Ende gehenden Schlacht bei Stalingrad den noch Lebenden ihre eigene Leichenrede hielt —, er habe die Soldaten anständig daran erinnert, daß die Nibelungen ihren Durst am Blute der Gefallenen löschten, als sie „bis zum letzten Mann“ kämpften. Oder wenn man von Hitler hört, er habe ausgerechnet unter Berufung auf das Abendland, von dem er gar nichts wußte, die Kapitulation der Armee verboten. Er zog sich auf die Lüge zurück, er befahl hier Mora und der mutlose Gehorsam mordete, wo nur der Mut zur Vernunft noch etwas hätte retten können.

Die Verbrechen gegen Staat und Volk wurden mit dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933, als Köln Rosenmontag feierte, eingeleitet. Im Reichstagsbrandstifterprozeß vom 21. September bis 23. Oktober 1933 wurde der Holländer Van der Lubbe unschuldigerweise zum Tode verurteilt. Der Verteidiger Van der Lubbes, Rechtsanwalt Dr. Sack, sagt in seinem aufsehenerregenden Buch über den Reichstagsbrand, das konfisziert wurde, wer der wahre Brandstifter war, und daß der Zeuge Göring einen Falschheit gelehrt hat.

(Fortsetzung folgt)

Hier spricht das Leobschützer Gymnasium

Aus der Truhe der Erinnerung:

Der deutsche Aufsatz,

ein Spielball in der Hand des Lehrers?

Alle Achtung vor Oberstudiedirektor Dr. Schröfeli! Die Worte: „Im übrigen wird unter dieser Rubrik nichts übernommen!“ werden für ihn und seine Kollegen von einst zum schönsten Beweis dafür, daß sie stets und immer bestrebt waren, als Erzieher nach bestem Wissen und Können ihre Pflicht zu tun. Diese Tatsache gibt mir den Mut, in den nachfolgenden Ausführungen Anregung zu einer Aussprache zu geben (wir alle wollen ja aus unseren Fehlern lernen), die vielleicht doch für die Schüler von heute und morgen von Nutzen sein dürfte.

Daß ein Lehrer auch nicht immer alles wissen kann, das haben wir z. B. manchmal bei Studienrat Reinsch in Mathematik erlebt, wo unser begabter Mitschüler Hänsel „Kutte“ (wo steckt er wohl heute?) dann mit wohlbewußter Ruhe und Sicherheit nicht selten die gesuchte richtige Lösung „vorerxzertiert“ hat.

Wenn ein Diktat irgendwelcher Art oder eine Übersetzung in eine Freundsprache geschrieben werden mußte, dann war die Beurteilung nach den offensichtlichen Fehlern für den Lehrer nicht schwer. Die Zensurengebung aber wurde schon schwieriger, sobald eine Übersetzung aus einer Fremdsprache ins Deutsche vorlag. Man überdenke da nur die verschiedenartigsten Übersetzungen in den vielen „Klatschen“ (hinterher hat sie jeder mindestens „studienhalber“ nachgelesen).

Nach welchem „Maßstab“ aber der deutsche Aufsatz zu werten war und ist, das ist mit heute noch (!) ein „Buch mit sieben Siegeln“! In Quarta gabs da doch bei Professor Neumann (einer unserer ältesten Lehrer) Noten wie z. B.: „Inhalt 1, sonst 3 = 2“. Hinterher habe ich dann bei Studienassessor Braitsch, Oberstudienrat Rhein und Studienrat Dr. Gospas (ganz besonders bei letzterem) spielend immer mindestens „3 plus“ geschafft. Ich wurde da so „siegessicher“, daß ich bei Hausaufsätzen jedesmal drei (!) Aufsätze geschrieben und zwei davon an Mitschüler weitergegeben habe. Ja, als ein Schüler zur Versetzung nach Obersekunda voll und ganz „in Abhängigkeit von einem 2er“ bei der Verarbeitung des Themas „Frühling im Garten“ stand, habe ich auf entsprechendes Bitten hin den immerhin „entscheidenden Sprung“ gewagt und für unseren Stubenkameraden gewonnen! Eine Kiste Weverbauer als Belohnung wurde in frohem Kreise auf der Killring-Bude gezeigt. — Doch in Unterprima wurde ich im deutschen Aufsatz bei Studienrat G. (nicht etwa Dr. Gospas) zu einer „dicken Null“! Als ich mehrmals mit einer schwachen „3“, ja vereinzelt sogar mit einer „4“ (was mir im deutschen Aufsatz die ganzen Jahre niemals passiert ist!) bedacht worden war, da war es mit meinem Selbstvertrauen aus! —

Die Konsequenzen, welche ich aus letzterer Tatsache freiwillig gezogen habe, gereichten mir später in der Praxis nur zum Nutzen. Mit „errare humanum est“ kommen wir hier nicht weiter. Ist der deutsche Aufsatz wirklich ein Spielball in der Hand des Lehrers?

Franz Slatosch

Zu vorstehenden Ausführungen möchte ich gleich selbst Stellung nehmen. Ich bin zwar nicht Germanist, mußte aber vor meiner Pensionierung hier in Bamberg neben den alten Sprachen vier Jahre lang auch Deutschunterricht auf der Oberstufe geben. Ich kenne also sehr genau die Schwierigkeiten bei der Beurteilung des deutschen Aufsatzes. Es gibt dabei aber keine „Willkür“, weil bestimmte Voraussetzungen für die Bildung des Urteils vorhanden sind: Aufbau, Inhalt und Ausdrucksweise. Schwere Verstöße gegen Grammatik und Rechtschreibung sowie zahlreiche Fehler gegen die Zeichensetzung setzen natür-

lich den Wert des Aufsatzes mehr oder weniger herab, ebenso Neigung zu Abschweifungen vom Thema oder gar falsche Auffassung der Aufgabe.

Wer z. B. bei Erlebnisaufsätzen „gut“ zu plaudern vermag, kann bei einer Aufgabe vor allem auf der Oberstufe, die straffes Denken verlangt, versagen. Im übrigen müssen und mußten auch damals die Deutschlehrer ihre Beurteilung unter Beachtung der genannten Maßstäbe ausführlich begründen, was m. W. gerade bei dem genannten Studienrat G. sehr sorgfältig geschah. Freilich können dabei im einzelnen unter den Deutschlehrern abweichende Auffassungen vorkommen, es kann aber gerechterweise nicht vom deutschen Aufsatz als Spielball des Lehrers gesprochen werden.

Personalien ehemaliger Schüler:

Es sind verstorben:

David Georg, Goldschmiedemeister am 20.2.58
Karmolinski Arthur, Handelsvertr., am 2.5.58
R. J. P.

Hermann Peter (Gröbning) und Frau zeigten die Geburt ihres ersten Kindes, eines Töchterchens, an. — Mainka Hubert (Neudorf) hat seit 1.1.58 die Apotheke in (20b) Meine, Kreis Gifhorn, gepachtet. — Alfons Ertel, L., hat das medizinische Staatsexamen bestanden und ist seit 1.5. Stationsarzt in Eichstätt. — Kurzidum Alfons (Blauerwitz), der 1956 sein medizinisches Staatsexamen bestand, hat nun auch am 30.4.58 das veterinärmedizinische Staatsexamen abgelegt und am 4.7.58 zum Dr. med. vet. promoviert. Er ist am Physiologischen Institut der Universität in Gießen beschäftigt. — Baum Jost, L., hat als Jurist die große Staatsprüfung bestanden. — Hanka Joachim, L., hat als junger (27) Architekt in Konkurrenz gegen namhafte Kirchenbauarchitekten einen großen Erfolg errungen. Die neue St. Liborius-Kirche in Bielefeld wird nach seinem Entwurf gebaut. — Allen Vorgenannten herzliche Glückwünsche!

Neue Anschriften ehemaliger Schüler:

Baum Jost (1) Berlin-Friedenau, Südwestkorso 15 bei L. Meyer. — Janko Dieter, Dipl. Kfm., Nürnberg, Numenbeckstr. 35/III bei Schlender. — Dr. med. vet. Kurzidum Alfons, (16) Gießen, Wartweg 12. — P. Franziskus Makowsky OFM, (20b) Grauhof b. Goslar. — Scheibe Edi, Kfm., (13b) Freilassing (Obb.), Breslauerstr. 10 — Zeike Christian, cand. phil., (14 a) Freiburg (Br.), Dommüllerstraße 27.

Aus dem Lehrerkollegium:

Studienrat Karl Zwieuer ist am 1.4.58 in den Ruhestand getreten, unterrichtet aber stundenweise weiter an der bisherigen Schule, dem Gymnasium Dionysianum in Rheihe (Westf.). Seine Tochter Bärbel ist in Pfarrkirchen bei Passau mit einem Reg. Tiefbauingenieur verheiratet, sein Sohn Bernhard praktiziert z. Z. als Kunstmaler in München, die jüngste Tochter Hanni macht bei den drei Kleinen der Schwester in Pfarrkirchen ihr Pflichtjahr. Bamberg, Pödeldorfstraße 49, im September 1958.

Mit heimatlichen Grüßen! Dr. Ernst Schröfeli

Bettfedern

Ia Qualität, handgeschlossen und ungeschlossen, sowie beste Daunenmacconette mit 25 Jahren Garantie, liefert auch auf Teilaufzahlung wieder Ihr Vertrauenslieferant aus der Heimat

BETTEN-SKODA DORSTEN III (WESTF.)

Verlangen Sie Preisliste und Muster, bevor Sie anderweitig kaufen! Lieferung porto- und verpackungsfrei - Bei Barzahlung erhalten Sie Sonderrabatt und bei Nichtfallen Umtausch oder Geld zurück.

Treffen der Doppelkopffreunde

Für das Treffen der Doppelkopffreunde aus der Heimat war für dieses Jahr Hersbruck bestimmt; es sollte dort zum Gedenken an unseren lieben verstorbenen Freund Peuckert sein. Das Christimmelfahrstreffen, also am Vatertag, wurde aber auf den Muttertag vorverlegt, und das deshalb: Unser lieber Thill fuhr am 13.5. zum Treffen der Ratiborer nach Leverkusen und da machte er uns den Vorschlag, daß wir uns am 10./11. Mai in Amberg treffen und lud uns dabei zu seinem 75. Geburtstage ein, der jedoch noch stattfinden soll. Ich verständigte Frau Peuckert, damit sie uns nicht vergeblich erwartet. Und so fanden wir uns am 10.5. im Laufe des Nachmittags in Amberg ein und verlebten ihn bei unserem lieben Freund Thill. Frau Thill war bestens besorgt, unsere Mägen zu befriedigen. Zum Treffen waren gekommen: Kantor Riedel, Dr. Schröfel, der Unterzeichnerte und als neues Mitglied in unserer Runde begrüßten wir den Sparkassendirektor Riedel, der nun nach Dachau gezogen ist. Nicht erscheinen konnte der liebe Dierschke wegen Krankheit und zum erstenmal war nicht dabei der liebe Peuckert. Er gehört nun zu unseren Verstorbenen, wie Konsistor Krause, Bürgermeister Sartory, Buchhändler Erblich und Stadthauptkassenrendant Sauer. Nicht zu uns kommen kann der liebe Gnilk, weil er doch zu weit entfernt ist. Bei Kaffee und Abendbrot wurde viel erzählt und wir begaben uns dann in unser Hotel, wo die eigentliche Arbeit begann. Da mein Sohn Edgar noch bei uns war, er hatte mich nach A. gefahren, gab es neben dem Doppelkopf noch einen kräftigen Skat. Thill hatte noch einen Amberger bestellt, einen gebürtigen Schönbrunner, Lehrer Mende. Leider gebot die Polizeistunde das Ende an. Am Sonntag nach dem Frühstück gingen wir in die Kirche und anschließend in die Gaststätte Kummerthbrauerei. Zunächst wurden die Kartengröße erledigt, an Frau Peuckert, Dierschke, Gnilk und Frau Fröhlauf. Ja, von ihnen haben wir viel und nur Gutes gesprochen, wir wissen es heute noch zu schätzen, daß wir bei Ihnen immer so gut aufgehoben waren; wir sprachen von den Geburtstagsfeiern, sie hatten immer bestens für uns gesorgt. Dann begann wieder unser Spiel, das nur noch durch das Mittagbrot und dann im Hotel durch das Abendbrot unterbrochen wurde. Gegen 15 Uhr war Edgar schon wieder rüber gekommen; wir hielten das für ein Zeichen, daß er sich unter uns Alten doch ganz wohl fühlen mußte. Da wir schon im Spiel waren, Kantor Riedel aber Kiebitz war, nahm er ihn in den Wagen und fuhr mit ihm kreuz und quer durch Amberg und auch auf den Mariaberg, um die Aussicht zu genießen. Es wurde noch beschlossen, am Grabe des lieben Peuckert am 1. Juli, dem Todestage, einen Kranz niederzulegen, das ich erledigen sollte. Nun war wieder die Polizeistunde gekommen und damit war Schluss für dieses Jahr. Nach herzlicher Verabschiedung von den Einzelnen fuhr ich mit Edgar heim und wir haben die Hoffnung, daß wir uns 1959 alle gesund wiedersehen in Hersbruck. Gestern fuhr mich nun mein Heidelberger Schwiegersohn (Helmut Main) nach Hersbruck, meine Frau fuhr mit, um Frau Peuckert auch wiederzusehen. Nach kurzer Begrüßung bei Frau P. fuhren wir nach dem Friedhof und ich legte dort am Grabe den Kranz nieder. Ein stilles Gedenken ließ uns kurze Zeit am Grabe verweilen. Zu einem Plauderstündchen verweilten wir noch bei Frau Peuckert; sie hat sich recht gefreut, daß wir ihres lieben Gatten gedacht haben und sagt den Freuden ihres lieben Walter ein: Herzliches Gott vergebt! Danach fuhren wir wieder heim.

Dr. Ixmann

In jede Familie aus Stadt und Kreis Leobschütz der

Leobschützer Heimatbrief

Bratsch

Auch in diesem Jahr war die Schlesier-Wallfahrt zu Peter und Paul zur Gnadenmutter nach Werl i. Westfalen von über 30000 Schlesiern und Oberschlesiern besucht. Man kann also mit Recht vom „Kleinen Schlesiertreffen“ sprechen. Der Kreis Leobschütz ist auch immer zahlreich vertreten, das beweist das überfüllte, viel zu kleine, als Treffpunkt gekennzeichnete Lokal. Kein Wunder, daß sich nach der Nachmittagsandacht draußen unter den schattigen Bäumen das frohe Wiedersehen abwickelt. Daß sich die Bratscher mit etwa 80 Personen hier zusammenfanden hatte man kaum erwartet. Von der Weser, Ruhr und Rhein war man per Bahn und Autobus herbeigeeilt, sogar aus der S.B.-Zone waren Frau Staehr und Tochter Reni gekommen. Ganz besonders im Mittelpunkt stand die letzte Aussiedlerin Euphemia Scheithauer mit ihrem Mann, die immer wieder berichten mußte, wie es „Daheim“ aussieht. Allzuschnell vergingen die Stunden. Nachdem eine „Großaufnahme“ mit unserem ältesten, dem 85-jährigen Josef Buchmann in der Mitte, gemacht worden war, trennte man sich mit dem Wunsch „Auf Wiedersehen im nächsten Jahr, wenn wir das Leben haben“. Bedauert wurde allgemein, daß gerade die Nächstwohnenden in diesem Jahr nicht anwesend waren, wenn diese noch dazu kämen, ließe sich ein Treffen der Gemeinde Bratsch im nächsten Jahre organisieren. Auch die Jugend war zahlreich vertreten.

Am 30. Juni d. Jrs. entschließt nach langer, schwerer Krankheit unsere ehem. Lehrerin, Fr. Lucie Göhr, aus Katscher im Alter von 62 Jahren in Viersen im Rheinland. Während ihrer 19jährigen Tätigkeit als Lehrerin in unserer Gemeinde haben wir die Verstorbene als gute Pädagogin und stets hilfsbereite Jugenderzieherin geschätzt gelernt. — Im Jahre 1950 erhielt die Verstorbene ihre 1. Anstellung als Lehrerin in Waldniel-Eicken bei Viersen, Rhld., wo sie auch von einigen ehem. Schülern und Schülerinnen besucht wurde. Die Strapazen der Vertreibung hatten ihrer Gesundheit dermaßen geschadet, daß sie Ende Oktober 1955 einen Schlaganfall erlitt, an dessen Folgen am 1. April 1956 ihre Pensionierung eintrat. Sie zog dann zu ihren beiden Schwestern nach Viersen, wo sie auch ihre letzte Ruhestätte fand. Wie uns die Krischka Mariechen und Grüner Anni, die an der Beerdigung teilgenommen hatten, mitteilten, waren ihre Gedanken am letzten Sonntag, den 29. Juni nur bei den Bratschern an der Wallfahrt in Werl, was sie ihrer Schwester beim letzten Besuch im Krankenhaus immer erzählte. Die Gemeinde Bratsch aber wird ihrer letzten, allseitsbeliebten Lehrerin ein ehrendes Andenken bewahren.

In der S.B.Z. verstarb im Juni Frau Anna Schillberg, verw. Aberspach, geb. Willsch.

65 Jahre alt wurde am 20.6.1958 Frau Maria Wolff. Sie wohnt mit ihrem Sohn Paul in Pletzenberg-Böddinghausen.

Seinen 70. Geburtstag feierte am 2. August 1958 Herr Paul Böhm (Hühlberg) in Kiel-Dittrichsdorf.

Fr. Werner

Leobschützer in München und Umgebung!

Unsere nächste Zusammenkunft haben wir am Samstag, den 13. September 1958, 19 Uhr, im Alten Hackerhaus in München in der Sendlingerstraße.

Macht auch Freunde und Bekannte darauf aufmerksam.
Besondere Einladung ergeht nicht.

Persönliche Mitteilungen

Ihre Vermählung geben bekannt
 HEINRICH MÜLLER
 INGRID MÜLLER
 geb. Staudt
 Salzgitter-Liebenstedt, Steinackern 12
 BERNHARD NESTMANN
 BRIGITTE NESTMANN
 geb. Müller
 Salzgitter-Bad, Breite Straße 4
 1. Juli 1958
 Salzgitter-Bad

Seinen 85. Geburtstag beging am 13.8.58 Herr Franz Morawa aus Leobschütz, Krummestr. 5 — jetzt in Fürstenfeldbrück/Obbay., Frankenstraße 1.

Ihren 60. Geburtstag beging am 22.7.58 Fr. Maria Viola aus Gröbning — jetzt in Gr.-Berkel, Krs. Hameln.

Ihren 60. Geburtstag beging am 26.8.58 Fr. Lena Jäckel aus Kreuzendorf in Epe, Krs. Ahaus/Westfalen.

Den 81. Geburtstag beging am 5.7.58 der Oberzugsführer i. R. Max Jaunich aus Leobschütz, Fr. Wilhelmstr. 9 — jetzt in Gütersloh/Westf., Schwalbenweg 13.

Ihren 76. Geburtstag beging am 19.8.58 Frau Helene Neumann, verw. Scheibe, aus Leobschütz, bei bester Gesundheit im Kreise ihrer Kinder in (13b) Neumarkt-St. Veit/Obbay., Peter-Hans-Straße 270.

Fr. Emma Brosdek aus Katscher, Graf Gaschinstr. 6, beging am 4.7.58 in (20a) Groß-Isede, Krs. Peine, Dorfstraße 35, ihren 80. Geburtstag.

Ihren 80. Geburtstag beging am 30.8.58 im Kreise ihrer Kinder und Enkelkinder Frau Maria Hannich, geb. Wanke aus Katscher — jetzt in Salzgitter-Bad, Erikastraße 36.

Das Fest der Goldenen Hochzeit begehen am 22.9.58 die Eheleute Franz Breitkopf und Frau Anna, geb. Borsutzki, aus Badenau, jetzt in Bleicherode a. H., Alfr. Sobikstraße 13.

Seinen 70. Geburtstag begeht am 8.10.58 der Postbeamte Emanuel Krömer aus Leobschütz, Fr. Wilhelmstraße 26, in Bielefeld, Luisenstraße 3.

Seinen 70. Geburtstag beging am 24.8.58 der Spediteur Anton Lazar aus Branitz — jetzt in Ahlen (Westf.), Schützenstraße 4.

Seinen 60. Geburtstag beging am 2.6.58 Reg. Vermess. O. Sekr. Paul Schur aus Katscher — jetzt in Aalen (Wittbg.), Fliederstraße 19.

Herr Franz Langer und seine Ehefrau Susanne, geb. Ruggdöll, aus Leobschütz, Lindenstraße 46 (Eis-Langer) — jetzt in Fürstenfeldbrück (Othb.), Maisacherstraße 118a, begehen am 24.9.58 ihren 30. Hochzeitstag.

Ihren 70. Geburtstag beging am 22.8.58 Frau Anna Kroker, Ehefrau des früheren Amtsvorstechers Franz Kroker aus Holndorf — jetzt in Braunschweig, Altewickerling 26.

Am 28. September 1958 begeht Herr Karl Rathmann, aus Leobschütz, Troppauerstraße 22, jetzt in Münster (Westf.), Belholtweg 14, wohnhaft, seinen 70. Geburtstag. Herr Rathmann war von 1924 bis 1934 Stadtverordneter und gehörte mehrere Jahre dem Oberschles. Provinziallantag als Abgeordneter an.

Frau Anna Ostarek, geb. Schernitzky, früher Katscher O/S., Hatiborerstraße 20, beging am 31. Juli 1958 den 70. Geburtstag in Schwarzenhammer (Obfr.).

Frau Marta Frank, früher Ring Nr. 2, beging am 28. Juli ihren 73. Geburtstag.

Herr Paul Frank, Tapezierer in Katscher, Ring 2, beging am 6. August 1958 seinen 50. Geburtstag. Er ist jetzt Mesner der neuerrichteten Kirche im Schwarzenhammer (Oberfranken).

Dem Ehepaar Johannes Kunz und Christa, geb. Adam, aus Katscher, jetzt in Mainz, Gartenfeldstraße 15, wurde am 22. Juli 1958 ein Stammhalter geboren.

Frau Berta Nowak, geb. Klaputtek, aus Katscher, Töpferstraße 4, jetzt in (13b) Buch am Buchrain, über Markt Schwaben, feierte am 30.8.1958 ihren 80. Geburtstag.

Frau Hedwig Chudawa, geb. Kremser, aus Katscher, Bahnhofstraße 17, war am 18.8.58 75 Jahre alt. Jetzt in (14a) Ludwigsburg, Kaiserstr. 27.

Der Landwirt Herr Kurt Schmack aus Katscher, Meierholstraße 8, jetzt in (13b) Herruwahlthan über Kelheim a. Do., wird am 8.9.58 65 Jahre alt.

Fräulein Monika Spiller aus Katscher, Bahnhofstr. 2, verheiratete sich am 8.8.58 mit dem Gerichtsreferendar Herrn Bernhard Jüttner nach Duisburg, Königberger Allee 88.

Seinen 76. Geburtstag beging am 23.8.58 Herr Franz Schlusche, früher Gastwirt und Kaufmann in Katscher, jetzt in Oelsburg, Kreis Peine, Frechenberg 64.

Herr Gerhard Hein, Sohn des Lehrers Hein aus Gröbnig, promovierte im Mai 1958 zum Dr. Dipl. Ing., München 13, Tengstraße 5.

Am 8.2.58 fand die Trauung des Postschafflers Herbert Beck aus Leisnitz (jetzt Opladen bei Köln) mit Fr. Christa Hofrichter aus Löwitz statt.

Branitzer Ehrentage:

50 Jahre:

Borautzky - Rahsch Olga aus Branitz am 20.10.1908, (13b) Germering bei München, Dornierstraße 5.

Mantke - Janas Anna aus Branitz, geb. 2.10.1908, (13a) Hallstadt bei Bamberg, Hauptstraße 82.

Otzipka Paul aus Branitz, geb. 2.10.1908, (22a) Duisburg-Hochfeld, Haarstraße 84.

70 Jahre und älter:

Burtschik Hedwig aus Branitz, geb. 13.10.1884, (22c) Köln-Niehl, Boltensternstraße 102.

Kowal - Alker Emilie aus Branitz, geb. 6.10.1878, (21a) Dahlhausen, Lange Reihe 97, Kreis Höxter/Wes.

Otzipka Paul aus Branitz, geb. 13.10.1881, (22c) Erkelenz, Neisserstraße 3.

Otzipka - Fleischer Anna aus Branitz, geb. 6.10.1885, (22c) Erkelenz, Neisserstraße 3.

Schäfer - Stomka Hedwig, aus Branitz, geb. 18.10.1881, (13b) Aindling Nr. 26, Post Murnau.

Winkler - Janas Angela aus Branitz, geb. 11.10.1887, (22c) Siegburg-Kaldauen, Rodebruchweg.

Wranik - Zientek Hedwig aus Branitz, geb. 4.10.1881, (13b) Einschnig 116, Post Marktl am Inn.

Ihren 80. Geburtstag begeht am 29.9.58 Frau Berta Roßmann aus Leobschütz, jetzt in (13b) Kaufbeuren (Allgäu), Bergstraße 11.

Steueroberinspektor Josef Kluger 65 Jahre

Am 22.8.1958 vollendete Landsmann und Turnerbruder Josef Kluger — jetzt wohnhaft in Herzberg — sein 65. Lebensjahr und tritt in den wohlverdienten Ruhestand.

Es dürfte wenige Leobschützer geben, die das Geburtskind nicht kennen, in Turnerkreisen jedenfalls ist er weit über die Grenzen des Heimatkreises hinaus bekannt. Aus dem Turnerstädtchen Ziegenhals kommend, schloß er sich sofort dem Turnverein Deutsche Eiche an, war lange Jahre Wettkämpfer und seinem Vereinsvorsitzenden Billy ein wertvoller Mitarbeiter. Beim Zusammenschluß der beiden Turnvereine stellte sich Kl. sofort der neuen Gemeinschaft zur Verfügung, wurde deren Geschäftsführer und damit die rechte Hand des verehrten Vorsitzenden Oberstudienrat Dr. Herrmann und Turnwart der „Reifen Jugend“. Wenn Sepp Kluger an einem Übungsabend mit anschließendem Knobelturnier fehlte, mußte ihm schon Krankheit ans Bett fesseln oder ein anderer unaufschreib-

bärer und wichtiger Grund vorliegen. Jedenfalls wußte seine Ehefrau an den Übungstagen, daß ihr Sepp nach dem Mittagbrot sein eingepacktes Abendbrot brauchte, weil er ja nach Dienstschluß auf dem Turnplatz oder in der Halle weiter wirken mußte. Auch nach der Vertreibung arbeitete er bald wieder auf dem Gebiete der Leibesertüchtigung und konnte vom Deutschen Turnfest 1953 mit dem Eichenkranze heimkehren. Dieser seiner Betätigung ist es auch zu verdanken, daß man dem Geburtstagskinde seine 65 Jahre nicht ansieht.

In der schweren Zeit nach 1918 fand sein damaliger Chef Rechtsanwalt und Notar Malik, der bekanntlich in hervorragender Weise für die deutsche Heimat wirkte, in Sepp Kluger einen Helfer, der, bedingt durch seine treudeutsche Gesinnung, viele Nächte den Vorarbeiten für die Volksabstimmung opferte, ohne auf Lohn zu hoffen.

Seine fachlich guten Kenntnisse konnte Kluger im Dienste der Kreisverwaltung, der Kreissparkasse und zuletzt bei der Finanzverwaltung verwenden. Hier brachte er es, ohne Fürsprecher, allein durch sein Können und Fleiß in die Spitzenstellung des gehobenen Dienstes, die er jetzt verlassen muß.

Lieber Sepp, alle, die Dich kennen und besonders wir noch lebenden ehemaligen Angehörigen der „Reifen Jugend“ des Turnvereins, danken Dir für Deine uneigennützige Arbeit, den Einsatz für die Jugend und unsere immer deutsche unvergessene Heimat. Die von Dir durchgeführten schönen Zusammenkünfte leben in unserer Erinnerung und erhalten den Gedanken an unser unter Fremdherrschaft schwächtendes liebes Heimatstädtchen Leobschütz.

Möge Dir der Herrgott noch viele Jahre eines geruhigen Lebensabends zusammen mit Deiner lieben Frau schenken, Deiner Familie galt ja die größte Sorge.

Anstatt des Schattens, der Deinen Lebensweg oft verdunkelte, möge in der Zeit der verdienten Ruhe Sonnenschein Dein Wegbegleiter sein. Das stolze Bewußtsein, mehr als nur die Pflicht erfüllt zu haben, ist Dir gewiß Befriedigung.

Gut Heill

Für die noch lebenden, aber in alle Winde verstreuten Turnerinnen und Turner der Turnerschaft 1861 Leobschütz

Max Steimann

letzter Oberturnwart dieser Familie

Franz Thill

zu seinem 75. Geburtstag am 29. September 1958

Am 29. September 1883 wurde er in Soppau, Kreis Leobschütz, geboren. Er entstammte einem dort ansässigen, urelten Bauerngeschlecht. Seiner Veranlagung nach wurde er Lehrer. In Lubowitz, Kreis Ratibor, dem Geburtsort Josef Freiherrn von Eichendorffs, erhielt er seine erste Stelle. So ist es zu verstehen, daß er sich von Jugend an mit dem Sänger des deutschen Waldes, dem Romantiker Eichendorff, beschäftigte, daß er zum Eichendorff-Forscher wurde; ihm gehörte seine Liebe in ihn versenkte er sich. Das Ergebnis seiner Studien veröffentlichte er im Eichendorff-Kalender. – Von Lubowitz ging er nach Ratibor, wo er zunächst an einer Volksschule unterrichtete. Nach einem Studium von vier Semestern, das er mit dem Bestehen der Staatsprüfung abschloß, wurde er an der Taubstummenanstalt in Ratibor, die damals die größte der Welt war, angestellt. Hier unterrichtete er und verwaltete auch die Bibliothek, bis er kurz vor dem Einmarsch der Russen im Winter 1915 Ratibor für immer verlassen mußte. Einer berufen Feder mag es vorbehalten bleiben, seine segenreiche Tätigkeit an dieser Anstalt, die „den Stiefkindern des Glückes“ sein Leben hindurch gewidmet war, zu würdigen.

Nach der Vertreibung führte ihn sein Weg über Soppau durch die Tschechoslowakei hindurch nach Linz an

der Donau, von wo er im Herbst desselben Jahres nach Bayern ging, um in Amberg in der Oberpfalz ein Asyl zu finden. Hier ist er noch selbstlos in einem Wohnungsbauverein tätig, der Wohnungen für Vertriebene erstellt. Der Schlesischen Landsmannschaft gehört er als aktives Mitglied an.

Als ich in den Jahren von 1911–1913 am Realgymnasium in Ratibor amtierte, lernte ich Franz Thill kennen; wir sangen unter Ottinger in der Singakademie. Es waren die glücklichen Jahre, in denen wir, von Sorgen unbeschwert, unsere freie Zeit der holden Frau musica, die unser Dasein verschönte, widmeten. Das kulturelle Leben stand damals auf einer seltenen Höhe in Ratibor. Mit dem ersten Weltkrieg und seinem tragischen Ausgang wurde das Leben im Vaterlande schwer. Wohl jeder von uns litt unter den Kriegsfolgen. Und wenn der materielle Verlust an Vermögen, an beweglichem und unbeweglichem Gut uns in unserer Auffassung vom Leben, in unserem Verantwortungsbewußtsein, in unserer Haltung und Einstellung sittlichen Werten gegenüber nicht beeinflussen oder gar erschüttern konnte, so verdanken wir es auch der Musik und ihren Werken wie dem Chorgesang, der in den Vereinen des Schlesischen Sängerbundes trotz aller wirtschaftlichen Nöte gepflegt wurde. So führte mich der Dienst am deutschen Lied im Schlesischen Sängerbunde wieder mit Franz Thill zusammen und ließ uns eine Freundschaft begründen und sie in Jahrzehntelanger, bewährter, gemeinsamer, ehrenamtlicher Arbeit pflegen, die uns trotz räumlicher Entfernung voneinander hier im deutschen Westen noch enger verbindet. So ist es mir ein dringendes Bedürfnis, seiner an seinem 75. Geburtstag zu gedenken, mich der schönen Zeit in der Heimat, die wir verlebten, zu erinnern. Es waren die vielen Tagungen, in denen über die Ausgestaltung des Sängerlebens im Ratiborer Filkekreis des Schlesischen Sängerbundes beraten wurde, die Kreissängertage, besonders dasjenige des Jahres 1934, in dessen Mitte die seitliche Feier des hundertjährigen Bestehens der Ratiborer Liedertafel, dessen langjähriges, aktives Mitglied Franz Thill war, stand die jedes Jahr stattfindenden Sitzungen der Oberschlesischen Sängerschaft und des Schlesischen Sängerbundes, wo sein Rat wegen seiner reichen Erfahrungen, die er sich in seinem langen Sängerleben erworben hatte, stets beachtet wurde. Er kannte jeden Sänger, jeden einzelnen Verein in seinem Sängerkreis; denn er stand in engster Fühlung mit ihnen. Er sorgte dafür, daß auch in den ländlichen Vereinen das Sängerleben rege war; sie waren Pflegestatten guter Sängerarbeit und Geselligkeit. Dank seiner reichen Begabung und seines Fleißes stand das Sängerleben im Filkekreis des Schlesischen Sängerbundes, einem seiner Grenzkreise, auf seltener Höhe. Es gibt dafür keinen besseren Beweis als denjenigen, den ich in diesem Zusammenhange anführe: nämlich das Eichendorff-Denkmal vor dem Landratsamt in Ratibor, das die Ratiborer Sänger, geführt von Franz Thill, in ihrer Opferfreudigkeit der Stadt Ratibor geschenkt hatten. Gerade diese Tat beweist uns noch heute hier im deutschen Westen, welche große Bedeutung einst das Sängerleben in Ratibor hatte; im vergangenen Herbst wurde die Büste Eichendorffs, dem Sänger und Dichter der deutschen Romantik, in der Walhalla enthüllt. —

Dankbar gedenke ich auch der Arbeit, die Franz Thill klug und geschickt leitete, als es galt, die vielen

Suche nette Betreuerin für meine Frau (nicht bettlägerig), möglichst aus dem Raum Leobschütz, für vorläufig sechs Wochen. Eigenes Zimmer und Putzfrau vorhanden.

**Richard Irmer, Postinspektor a. D.,
Balingen (Wittbg.), Herm. Bergstraße 5**

Tausende von Auslandsdeutschen, die an den Grenzübergangsstellen seines Sängerkreises aus dem Balkan, dem Donauraum, nach Schlesien strömten, um in den letzten Julitagen des Jahres 1937 am 12. Deutschen Sängerbundesfest in Breslau teilzunehmen. Dieses Unternehmen klappte reibungslos. Hier zeigte sich besonders sein Organisationstalent. So habe ich versucht, Franz Thill als deutschen Sängermann zu zeichnen. Vorbildlich in seiner Haltung, tat er alles nur, um der Heimat, Schlesien, dem Vaterlande zu dienen. Es ging ihm nie um äußere Anerkennung, wenn sie auch nicht ausbleiben konnte. Gottesfürchtig, treudeutsch, so schreitet er an der Seite seiner treuen Lebenskameradin in das letzte Viertel des Jahrhunderts seines reichen Lebens. Möge ihm der gütige Gott noch viele, viele Jahre in Gesundheit schenken.

E. Fuchs,
letzter Präsident des Schlesischen Sängerbundes

Unsere lieben Toten:

Frl. Maria Dwuzet, geb. 10. 11. 1903, zuletzt wohhaft in Katscher, Troppeauerstraße (Stiedlung), ist am 13. 10. 1957 in Hirschau (Opf.) verstorben.

Frau Emma Proske, geb. Milde (Anker-Proiske) aus Katscher, verstarb am 4. 5. 1958 im 75. Lebensjahr bei ihrer Tochter Gerda Cichon in Nürnberg-Eibach, Werkvolkstr. 1.

Am 26. 6. 58 verstarb im Bonifatius-Krankenhaus in Unna (Westf.), Fr. Anna Klose aus Katscher, Stadtgraben 6, im 84. Lebensjahr.

Frau Anna Moser, geb. Preiß, aus Hohndorf, verstarb am 24. 7. 58 im Alter von 79 Jahren in Braunschweig.

In Leobschütz verstarb der Telegrafenaufseher Karl Biela.

Es starben von Leisnitzern:

Anfang Januar 1958 der Bauer Josef Richter; er wurde am 7. 1. in Leisnitz begraben.

Der ehem. Landwirt Paul Woditsch in Opladen bei Köln am 1. 3.

Der Hauptmann des Kriegervereins Leisnitz Franz Wawerzig am 4. 3. (Rhld.).

Wenn der **Leobschützer Bildkalender** für das Jahr **1959**

erscheinen soll, wollen Sie bitte Ihre Bestellung umgehend aufgeben. Ohne eine genügende Zahl von Vorbestellungen ist eine Drucklegung nicht möglich.

Preis DM 2.—

LEOBSCHÜTZER HEIMATBRIEF

Geliebt, beweint und unvergessen!

Plötzlich und uns allen unfassbar, verschied gestern Nacht mein innigstgeliebter Gatte, unser guter treusorgender Vater, Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

Herr Ernst Reisch

Schlosserneuerer i. R.

im 68. Lebensjahr, gestärkt durch die Gnadenmittel unserer hl. Kirche, sanft ins Herrn.

In tiefem Schmerz zeigen dies an:

Aloisa Reisch , geb. Koschella	Hubert Juraschek u. Frau Ursula
Margarete Reisch	Josef Reisch (geb. Reisch)
Hans Reisch und Frau Maria	Johanna Reisch
Ernst Reisch	5 Enkelkinder und alle Anverwandten

Marktredwitz, Gartenstr. 23, Braunschweig, Erding, München, Dachau, den 9. Juli 1958. Leobschütz (OS) Laubenstr. 17
R. I. P.

Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag!

Am Sonntag, den 10. August um 11,15 Uhr holte Christus, der Herr über Leben und Tod, zwar nach einem einjährigen Krankenhausaufenthalt, aber nach langem und stillem Dulden und einem sehr arbeitsreichen und schweren Leben, fern der geliebten oberschlesischen Heimat, seine Dienarin, meine liebste Gattin und unsere beste Mutter

Frau Anna Schäfer

geb. Vogt

geb. am 24. 9. 1891 in Schönbrunn, wohhaft in Leobschütz O/S, Bahnhofstraße 11, in unserem Beisein zu sich im 67. Lebensjahr in die ewige Heimat. Sie folgte ihrer Tochter Hildegard, die sich im Kriege am 27. 1. 1945 als Lazaretthelferin bei einem Eisenbahnunglück opferte. Kurz nach den hl. Sterbesakramenten und dem Empfang der hl. Kommunion gab sie sanft und gottergeben ihre Seele dem Schöpfer zurück.

Um das Gebet bitten im Namen aller Anverwandten:

Oswald Schäfer als Gatte
Franz Schäfer als Sohn, Schülerheim Ostuffeln
Max Schäfer als Sohn, Kreuzholzhausen
Johanna Schäfer , geb. Heisig als Schwiegertochter
Dietmar und Eleonore Schäfer als Enkelkinder

Werl i. Westf., Panningstr. 9, Ostuffeln bei Werl, Kreuzholzhausen bei Dachau, Iserlohn, Dülmen, Berlin, Beuthen O/S im August 1958.

Das Requiem mit anschließender Beerdigung fand am 14. August in der Mutter-Gottes-Wallfahrtsstadt Werl in Westfalen statt. R. I. P.

Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb am 28. Juli 1958, verehen mit den Gnadenmitteln unserer hl. Kirche, im 73. Lebensjahr meine liebe Schwester, unsere gute Tante

Frau Gertrud Waltert

geb. Thomezik

In stiller Trauer: **Hedwig Ullrich**, geb. Thomezik, als Schwester
Rita Ullrich
Hans Ullrich und Familie als Nichte
Joachim Ullrich und Familie und Neffen

Pförring Krs. Ingolstadt, Leonhardestr. 1; Ottenhofen Krs. Erding; Erlangen; (Leobschütz/OS.)
R. I. P.

Plötzlich und unerwartet verstarb nach kurzer, schwerer Krankheit auf einer Reise durch Österreich in Wien, wohlvorbereitet für die Ewigkeit, mein lieber Mann und guter Vater

Paul Sedlatzek

im 73. Lebensjahr.

Berta Sedlatzek, geb. Weiss
Helene Schulz, geb. Sedlatzek

Wolfsburg, Siemensstr. 48, den 3. 8. 1958.
(Leobschütz, Krummestr. und Garnisonstr. 1)

Die Beerdigung hat am 9. 8. 1958 nach der Überführung aus Wien auf den Waldfriedhof in Wolfsburg stattgefunden.

R. I. P.

Am 23. Juli 1958 verstarb in Messelhausen

Frau Anna Kremer

geb. Wilisch

aus Leobschütz, Kreuzstraße 23, im Alter von 78 Jahren.

In tiefer Trauer:

Karl, Alfred und Alfons als Söhne
Liesel, Marichen und Hildegunde als
Schwiegertöchter nebst 3 Enkelkinder.

Karl Marxstadt, Stallwang über Straubing, Messelhausen Post Landau/Baden.

R. I. P.

Ganz plötzlich verstarb am 5. August 1958 in Frankfurt-Höchst unser lieber Bruder und Schwager

Herr Dr. Leo Dreschinsky

geb. 17. 2. 1899

Hamburg-Niendorf

Garstedter Weg 230, im August 1958.

Namens seiner Angehörigen
Herbert Dreschinsky

Hausnummernverzeichnis von Branitz O/S. des Jahres 1945

1 Alker Alfons	73 Vietz Elisabeth	144 Müller Wilhelm/Marie	214 Katholische Schule
2 Barton Viktor	74 Gaida Heinrich	145 Badei Marie	215 Kathol. Kirche u. Friedhof
4 Kraus Ernestine	75 Alker Anton	146 Boilk Alois	216 Katholische Pfarrei
3 Alker Thekla	76 Mrósek Emma	147 Knoll Ernst	217 Hanatschek Josef
5 Kraus Anton	77 Schwarz Josef	147a Gößner/Ksoll Maria/Hel.	218 Lessny Rudolf
6 Sedlacek Felicitas	78 Kremser Rosa	148 Juranek Anton	249 König Josef Erben
7 Mrósek geb. Endler	79 Thusek Josef	149 Jarusch Franz	219a Kowal/Wrana/Kramny Erb.
8 Przemek (Franz) Josef	80 Korsikste Alois	150 Bernard Franz	220 Dr. med. Beyer Anton
9 Bartou August	81 Fries Geschwister	151 Jessel Elisabeth	221 Kowal Alfons
10 Petracch Erben	82 Polednik Josef	152 Juranek Josef	222 Heruth/Alker Paul
11 Hoftichter Josef Erben	83 Kowal Cäcilie	153 Wilpert Hedwig	223 Heichel Jakob
12 Stosch Anton	84 Czezatka Franz/Marie	153a Guth Leopold	224 Alsmann Reinhold
13 Krauny	85 Hiltawski Ferdinand	154 Hanatschek Viktor	225 Thusek Franz
14 Juraschek	86 Klose Marie	155 Hanatschek Viktor	226 Kowal
15 Schmelz Paul	87 Sassin Hedwig	156 Heiduk Friedel	227 Schimke Johann
16 Kowal Franz	88 Lux Josef	157 Kaller Georg Erben	228 Lehner
17 Thusek Johann	89 Alker Rudolf	158 Leppich Anton	229 Mikeska/Hoffrichter
18 Stawars Rudolf	90 Evangelische Pfarrei	159 Polednik/Kupka Alois	230 Dobrzinsky Josef
19 Kroker Viktor	91 Willmann Franz	160 Sassin Marie/Pauline	231 Matejek Franz
20 Behr Max	92 Leppich	161 Sassin Josef	232 Kowal (Erlemb.) Josef
21 Kowal Erhard	93 Wehowsky Karl	162 Czech Johannes	233 Waschin/Nietsch Franz
22 Schwarz Ludwig	94 Schimke Karl Erben	163 Krawutschke Auguste	234 Behr/Kraus Martha
23 Alker Willibald	95 Evangelische Schule	164 Stosch	235 Suaga
24 Slatosch Georg	96 Berner Reinhard	165 Skoruppa Josef	236 Alker Georg
25 Borsutzky Josef	97 Kroker Josef	166 Burtschik Josef	237 Winzek II Ludwig
26 Watzlawek Amalie/Rosa	98 Behr	167 Hoffrichter/Kaul Richard	238 Alker Hermann
27 Thusek Alfons	99 Plachky Johann	168 Schabitzky August	239 Parda Josef
28 Alker Johann	100 Thamfalid Anton	169 Langer Hans	240 Pendzialek Pauline
29 Kucharezyk Anna/Marie	101 Alker (Engländer) Josef	170 Hadamitzky Josef	241 Thamfalid Peter
30 Kremser Josef	102 Schwarz Theresia	171 Lasar Anton	242 Piatka Julius
31 Femmer/Barton Marie	103 Behr/Jucanel Agnes	172 Otipka Josef	243 Hein Josef
32 Jarsch Oswald	104 Frank Josef	173 Schindler Josef/Rosa	244 Behr Anton
33 Urbanek Oskar	105 Speth Heinrich	174 Wrana Libor/Erben	245 Behr Emerentia
34 Janas Frau	106 Konietzny	175 Rzeha Josef	246 Lukas Josef
35 Ptatschnik Martha/Johann	107 Semmler Ludwig	176 Foltis Ludwig	247 Schwer/Piatka Martha
36 Behr Ewald	108 Morawetz Oswald	177 Matejek Emil	248 (Mikeska) Müller Franz
37 Kaul Max	109 Hein Josef/Johann	178 Sassin Emilie	249 Morawetz Heinrich
38 Evangelische Kirche	110 Kaul Josef	179 Alker Max	250 Leppich Johann/Elis.
39 Alsmann/Klein	111 Haase Heinrich	180 Winzek Ludwig	251 Wildner Paul
40 Metz Wilhelm	112 Berka Josef	181 Snaga Analie	252 Kowal
41 Wrana Alfons	113 Winzek Josef	182 Winzek Johannes	253 Schäffer Villa
42 Grabarits Franz	114 Borsutzky Erhard	183 Pohl Pauline	254 Jedlitzky Hedwig
43 Alker	115 Borsutzky Karoline	184 Berka Alfons	255 Behr (Baumstr.) Franz
44 Froh/Nownak Hildegarde	116 Polednik	185 Berka Marianne/Klara	256 Alker (Leo) Josef
45 Marx/Schinke Johannes	117 Manderla Alois	186 Bernard Richard,	257 Czakalla/Gaida Marie
46 Kowal Ernst	118 Wehowsky Paul	187 Slatosch Alois	258 Vogel Ernst
47 Englisch Josef	119 Kowal/Steiner	188 Kowal Josef	259 Behr Josef
48 Winzek Alfons	120 Behr/Nownak Josef	189 Behr Richard	260 Behr (Mälzer) Josef
49 Schwarz Franz	121 Himmel Marie	190 Behr/Sassinek Alfons	261 Olbrich/Scholtis Josef
50 Raida Josef	122 Behr/Jäger Franz	191 Behr August Kinder	262 Böhm Anna
51 Raida Paul	123 Schustek Johanna	192 Behr Josef	263 Bernard Ludwig
52 Kowal Josef	124 Kowal Leopold Erben	193 Behr Paul	264 Wrzodek/Czezatka
53 Bartsch Franz	125 Pollak (Erben) Wilh. sen.	194 Foltis Paul	265 Kreis Josef
54 Prosko geb. Kaul	126 Jarosch Erhard	195 Frank Johann	266 Bernard Johann
55 Lohuert Magdalena	127 Jarosch Erhard	196 Frank Oskar	267 Heinisch Rudolf
56 Otipka Paul	128 Chaluppa Robert	197 Morawetz Georg	268 Necon
57 Wascherek Erben	129 Schwarz Alois	198 Kaller Georg Erben	269 Kainer Pauline
58 Wilsch/Blaschek Adolf	130 Gemeindeplatz	199 Behr Willi	270 Bolik Ignaz
59 Ludwig	131 Kaske Fritz	200 Morawetz Oswald	271 Berlin u. Söhne
60 Alker Anton	132 Hoffrichter Gratian	201 Kraus Georg	272 Kaul Agnes
61 Otipka Julius	133 Plietko/Sassinek Lenchen	202 Anstalts-Hof	273 St. Raphaelsheim
62 Samelak	134 Mikeska Johann	203 Kowal Erhard	274 Przemek Josef
63 Kowal (1 Hand) Josef	135 Alsmann Wilhelm	204 Herde/Thusek Hermine	275 Gößner/Ksoll Maria/Helene
64 Kaul/Richly Anton	135a Alsmann Klara	205 Behr/Schinke Alex	276 Winkler (Pächter) Josef
65 Jarosch Garten	136 Kraus Karl	206 Slatosch Alfons/Luzie	277/78 nicht mehr erinnerlich
66 Kremser Emilie	137 Kulka/Altmann	207 Kretschmer Josef	279 Wehowsky Franz
67 Weicht Pauline	138 Schäffer Firma	208 Wrana Alois/Erben	280 Gräger/Gurnig Johann
68 Jessel Joh. Erben	139 Niestroj Hedwig	209 Plasky Josefa	281 vergessen
69 Kostosch/Otipka Josef	140 Korzinetz/Marx-Konrad	210 Przemek Oskar	282 Behr Oswald
70 Zahel	141 Janas Oskar	211 Behr	283 vergessen
71 Hanatschek Rosa	142 Maly Geschwister	212 Janas/Mantke Paul	284 Holländer u. Magen
72 Mikeska Gustav	143 Sassinek Anton	213 Leska Oskar	285 ebenso

286 Nowak/Andres Franz	332 Behr Johann
287 vergessen	333 Behr (Säge) Josef
288 Brosch Anna	334 vergessen
289 J. Grötschel u. Söhne	335 Kutzner Aloisia
290 Czeczatka Paul	336 Heider Johannes
291 vergessen	337 Otipka Franz
292 Abmann Josef Erben	338 vergessen
293 Krause Ludwig	339 Juraschek Elfriede
294 Schebera Hedwig	340 vergessen
295 Wiersehula Paul	341 Röhrich Florian
296 Slatosch/Frank Luzie	342 Kowal Josef
297 Thürmer Marie	343 vergessen
298 vergessen	344 Otipka (Maurer) Paul
299 Raida/Hnida Rosa	345 Matejek (Burg) Franz
300 Seifert Johann	346 Starnofsky Richard
301 Jäger Paul	347 Rieger Hubert
302 vergessen	348 Stawars Rudolf
303 Mandlera Paul	349/350 vergessen
304 Jana/Winzek Josef	351 Jedlickze
305 vergessen	352 vergessen
306 Feige Berta	353 Kowal Franz
307/08/39 vergessen	354 Kreis Alois
310 Adamofsky Josef	355 Behr Stefan
311 Gabsa/Pech Karoline	356 Kinzel Stanislava
312 Grieger Josef	357 Kunwald Marie
313 vergessen	358 Kling Rudolf
314 Thusek Marie	359 vergessen
315 vergessen	360 Maehill Franz
316 Plener Auguste	361 bis 364 vergessen
317 vergessen	365 Behr Franz
318 Gurnig Max	366 Kreis Emil
319 bis 321 vergessen	367 Nowak Johann
322 Purschke Franz	368 Schäfer Josef/Medwig
323 vergessen	369 Borsutzky Johann
324 Schindler Johann	370 Otipka Emil/Rosa
325 Kowal/Sassine Agnes	371 Hoffmann Alfred
326 Sassin Georg	372 Freiherr Paul
327 Stanik Julie	373 Marx/Thusek Luzie
328 Kowal/Mrosek Theodor	374 bis 376 vergessen
329 bis 331 vergessen	377 Schneider Theo u. Kinder

Bis 260 etwa laufen die Hausnummern aufgrund einer Einteilung aus den früheren Jahren Nachbar für Nachbar durch. Ab 261 etwa bis zur letzten Hausnummer „springen“ die Hausnummern im Ortsbereich von einem Eck ins andere, weil von da ab die Gemeindeverwaltung die Hausnummern so weiterverzeichnet hat, wie die einzelnen Anwesen bzw. Häuser im Laufe der Zeit errichtet worden sind. Wer dem Unterzeichneten mit Ergänzungen (oder gar Berichtigungen!) zur restlosen Erfassung aller Hausnummern verhelfen kann, der dient damit am schönsten seinem Heimatort Brantitz und gleichzeitig letzten Endes sich selbst.

Franz Slatosch

Literarische Anzeigen

Das Neue Testament. Freiburg: Herder 1958. 334 Seiten, Dünndruck. Flexibler Kunststoffeinband. DM 1.90.

Textgestaltung nach „Herders Bibelkommentar“, viele Verweise auf parallele Textstellen, aufschließendes Register, handliches Format.

Reinhold Schneider: „Die Rose des Königs“ und andere Erzählungen (= Herder Bücherei Nr. 7) DM 1.90.

Reinhold Schneider ist auch ein Meister der kleinen Erzählform. Große Gestalten der Vergangenheit wie Kurfürst Maximilian I. von Bayern, Franz Xaver, der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III., der Dichter Justinus Kerner werden in diesem Bändchen, das nach der Titelerzählung „Die Rose des Königs“ genannt wird, lebendig.

Pius XII.: „Von der Einheit der Welt“. Das Programm des Papstes für eine internationale Friedensordnung (= Herder Bücherei Nr. 8) DM 1.90.

Ein neuer Weltkrieg ist vermeidbar, der Frieden kann erhalten bleiben — das ist die tröstliche Gewissheit, die man aus der Lektüre des 8. Bändchen der „Herder-Bücherei“ — Pius XII. „Von der Einheit der Welt“ — nimmt. Dieser Beitrag des Papstes, erwachsen aus der weltumspannenden Sicht seines Amtes, ist wesentlich für jeden, der sich mit den Problemen unserer Zeit ernsthaft auseinandersetzt.

Werner Bergengruen: „Römisches Erinnerungsbuch“. Kleine Ausgabe. Mit 16 ganzseitigen Bildproben (= Herder Bücherei Nr. 15) DM 1.90.

Wen würde das Erlebnis der Ewigen Stadt nicht immer wieder anlocken? Jetzt ist in diesem Rombuch eine Taschenbuch-Ausgabe in der „Herder-Bücherei“ — Band Nr. 15 — erschienen, die diesem beglückenden Werk von Werner Bergengruen und seinem erhabenen Gegenstand, der Ewigen Stadt, neue Freunde gewinnen wird.

Amarant. Tage der Kindheit. 92 S., in Ganzleinen DM 7.80. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, München.

In diesem Buch erzählt Traud Gravenhorst die Erlebnisse der kleinen, behüteten, sonnigen Amarant, des Tauendschönhens, das erfahren muß, neben dem vielen Schönem auf dieser Welt, von dem es ein Teil ist, wie nahe dem Glück auch das Leid wohnt. Die weiten Wälder und Wiesen der schlesischen Vorberge, die Höhen des Riesengebirges, Hirschberg, die freundliche Stadt im Tal, und Breslau, Schlesiens Haupt- und Residenzstadt, sind die Stationen, auf denen Amarants Jugend sich erfüllt, von der, verkünnen und verloren, Traud Gravenhorst mit verhaltener Sehnsucht erzählt.

Gesucht werden:

Frl. Boldt, Buchhalterin bei der Volksbank in Leobschütz.

Schlotawa Alois, Leobschütz, Langestraße.

Jung Gerhard, Leobschütz, Landratsamt.

Anschriften:

Herr Johann Thomys, Bundesb. Oberbetriebswart i. R., ist von Neuhof über Nürnberg nach Raubling, Kreis Rosenheim, Memelerstraße 9, verzogen.

Frau Agnes Leuthold ist von Brannenburg am Inn nach Raubling, Kreis Rosenheim, Aschaffenburgstraße 20, verzogen.

Herr Paul Leuthold ist von Klardorf bei Schwandorf nach Regensburg, Isarstraße 23a, verzogen.

Herr Reich. Olschimke aus Bladen, früher in Bensen, bezog am 1. 7. v. J. sein neues Eigenheim in Hess.-Oldendorf, Bergstraße 48.

Charlotte Drechsler, geb. Satzky, Würzburg, Sedanstraße 50 (Leobschütz).

Hildegard Rittner, geb. Satzky, Würzburg, Leistenstr. 18 (Leobschütz).

Otto Krumpa, Ofensetzermeister aus Leobschütz, Dachau/Oberbayern, Augstenfelderstraße 3/II.

BETTFEDERN



(füllfertig)

1½ kg handgeschlossen DM 9.90, 11.20, 12.60,
15.60 und 17,-
½ kg ungeschlossen DM 3.25, 5.25, 10.25, 13.85,
und 16.25

fertige Betten

Stepp-, Daunen-, Tagesdecken und Bettwäsche
von der Fachfirma

BLAHUT, Furth i. Wald oder
BLAHUT, Krumbach / Schwaben

Verlangen Sie unabdingt Angebot, bevor Sie Ihren Bedarf
anderweitig decken.

Literarische Anzeigen

F. Braun: *Herbst des Reiches.* Roman. 678 S., geb. Leinen, DM 17.80. Walter Verlag, Freiburg (Breisgau).

Die Menschen dieses Romans — Studentinnen, Beaute, Journalisten, Mütter, Landser, sozialistische Extremisten, Offiziere, Maler, Körpsstudenten, Literaten, kaisertreue Hofräte, Dirnen, Schriftsteller — sie alle erleben im Untergang der Donaumonarchie den Zusammenbruch ihrer persönlichen Welt. Der Dichter hat es unternommen, diese für unsere Zeit bezeichnenden Schicksale nachzustalten und uns erleben zu lassen, wie sehr voneinander verschieden die Versuche dieser Menschen, im Verhängnis sich zu bewähren, sind. Mit wahrhaft großer epischer Kraft ist es ihm gelungen, dies Urthema der Gegenwart in spannungsreicher Form gültig zu bewältigen. Und mit einer Meisterschaft, die selten ist in der Literatur deutscher Sprache, erzählt er die Geschichte der unerfüllbaren Liebe, in der Geschichte des Studenten Anselm und der schönen Agnes Altkirchner, dieser Symbolgestalt für Österreich — für alles, was unvergängliches Glück auf Eeden bedeutet.

Roger Duvoisin: *Pralle Segel — Staubige Straßen.* Mit vielen Zeichnungen des Verfassers. Großoktav, 156 Seiten, geb. in Halbleinen 6.80 DM. (Verlag Herder, Freiburg).

Beginnend mit den alten, mythischen Vorstellungen, die man im Altertum von der Erde hatte, berichtet Roger Duvoisin von den ersten phönikischen Kaufleuten und was sie, wie später auch die Karthager und Griechen, hinaustrab auf stürmische, weglose Meere.

Hannu, der griechische Gelehrte Pytheas, Alexander der Große und König Darius, Dschingis-Khan, der junge Venezier Marco Polo, Columbus, Vasco da Gama — das sind einige der markanten, lebensvollen Gestalten dieses Buches. Bis zur ersten Weltumsegelung des Fernando de Magellan reicht die Kette wagemutiger Männer und ihrer kühnen Taten, die uns Stück um Stück das Bild der Erde aufgezeichnet haben.

Schon das Lesen wird zu einem Abenteuer für sich, das unsere wissenshungrigen Jungen und Mädchen ab 10 Jahren nicht missen möchten.

Barbara Leonie Picard: *Lösegeld für einen Ritter, oder Tapfere kleine Alys.* Aus dem englischen übersetzt von Lena Lademann-Wildhagen. Oktav, 230 Seiten, geb. in Halbleinen 8.20 DM. (Verlag Herder, Freiburg).

Es ist die Geschichte eines tapferen Mädchens im mittelalterlichen England.

Irgendwo im fernen, finsternen Schottland wurde der Vater, Sir Robert, und Alys' großer fröhlicher Bruder Robin nach der berühmten Schlacht von Bannockburn gefangen gehalten. Nur Alys konnte sie mit dem wertvollen Schmuck ihrer toten Mutter auslösen.

Immer nach Norden, in immer neue gefährliche Abenteuer, Enttäuschungen und Bedrohungen führte der ungewisse Weg. Hungernd und bettelnd durchzogen sie die öden schottischen Heiden, garstige Stürme und eine schreckliche Fieberkrankheit hielten sie einen Winter lang in einer Scheune gefangen. Aber nie ließen sich Alys und Hugh ganz unterkriegen, bis sie endlich, endlich den Vater und Robin wiederfanden.

Die beharrlich und tapfer durchgestandenen Abenteuer der Kinder sind mit allen Einzelheiten farbig erzählt. Interessant und spannend für alle lesehungrigen Jungen und Mädchen ab 11 Jahren.

Elsa Steinmann: *Lia und die roten Nelken.* Mit vielen Zeichnungen von Johannes Grüger. Oktav, 184 S., geb. in Halbleinen 6.20 DM (Verlag Herder Freiburg).

Elsa Steinmanns „Der Sohn des Gondoliere“ wurde 1957 in die Liste der besten Jugendbücher aufgenommen. Leute können wir Ihnen ein Gegenstück dazu vorlegen, ein Buch, das vor allem Mädchen anspricht.

Die Geschichte von Lia ist die Geschichte einer Bewährung: Als das Hochwasser die Deiche des Po durchbrach, da hatte Lias Familie in einer Nacht die Heimat, ihr Haus und die große Obstplantage verloren. Notdürftig fanden sie bei der Großmutter in einem Nelkenzüchterdorf an der Riviera Unterkunft. Doch wie sollte es weitergehen? Wo von konnten sie leben?

Da zeigt Lia, was in ihr steckt. Zäh, tapfer und unverdrossen beginnt sie von vorn, lernt die Nelkenzucht. Doch die Flüchtlinge erfahren ebensoviel Mitleid, Aufmunterung und Hilfe wie Mißtrauen, Überheblichkeit und Anfeindung. Erst eine Frostnacht wird zur Bewährungsprobe: Während alle ungeschützten Blüten an der gesamten Riviera in dieser Nacht zugrunde gehen, retten Lia, ihr Vater und einige Freunde durch Bouchfeuer viele tausend Blumen.

Geschickt und spannungsvoll ist das Geschehen. Hier ist ein echtes, lebensvolles Buch entstanden, das vor allem den Mädchen zeigt, daß man in der Not nicht gleich die Flinte ins Korn werfen darf.

Wolfgang Stadler: *Führer durch die europäische Kunst.* Mit 104 mehrfarbigen und 365 einfarbigen Abbildungen, einem kunsthistorischen Reiseführer zu über 800 Kunstsäten mit 8 Übersichtskarten sowie 300 Künstlerbiographien. Großoktav, 304 S., geb. in Leinen 22.80 DM (Verlag Herder Freiburg).

Dieses Werk hat unter den Büchern, die sich mit europäischer Kunst beschäftigen, in mancher Hinsicht besondere Qualitäten: Zu einem mäßigen Preis bietet es einen reichen, sorgfältig gedruckten Bildteil mit insgesamt 469 Abbildungen — davon über 100 in Vierfarbendruck — zur alten und modernen Kunst. Der Textteil, den diese Bildtafeln ergänzen, gibt einen geschlossenen, sehr sorgfältig abgewogenen Überblick über die Epochen der europäischen Kunst, vom Altertum angefangen bis in unsere Gegenwart und darin eingefügt eine regionale Darstellung für zehn europäische Länder (bei Spanien und Portugal mit einem Exkurs über maurische Kunst). Diesen Hauptteil mit 27 Kapiteln ergänzen ein Reiseführer zu über 800 Kunstsäten mit 8 Übersichtskarten und 300 Künstlerbiographien.

In seiner reichhaltigen hervorragenden farbigen Bebildung, in seiner textlichen Konzentration und Vielseitigkeit bei einer ganz klaren, übersichtlichen Struktur liegen die besonderen Vorteile dieses Werkes, das wir vom Schüler bis zum erfahrenen Kunstmuseum einem großen Leserkreis empfehlen möchten. Dabei liest es sich flüssig und interessant und weist auf eine Fülle von wichtigen Einzelheiten hin.

Der unbekannte Eichendorff. Vom Schwärmen zur Bewährung. Großoktav, 32 S., kart. DM 2.40. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, München.

Der Johann-Heermann-Kreis beginnt mit diesem ersten Heft die Veröffentlichung einer Reihe von Beiträgen aus gesamtdeutscher Verantwortung und eröffnet sie mit einem Vortrag, den der Verfasser zur 100. Wiederkehr des Todesjahr Joseph von Eichendorff's auf Einladung der Arbeitsgemeinschaft der zerstreuten evangelischen Ostkirche in Hannover gehalten hat. Will-Erich Peuckert.